Library of

Wellesley College.

Presented by

No. 10406.

Liebesbriefe.

Aus dem

Leben eines Gefangenen.

Liebesbriefe.

Aus dem

Leben eines Gefangenen.

Roman

von

Fanny Lewald.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850.

10406.

PT
2423
L3L5

1.

Mathilde an Edmund.

Unterseen bei Interlacken 1. Mai 1847.

Geliebter meiner Seele! zum erstenmale in meinem Leben stehe ich einer riesigen Bergwelt gegenüber und die Größe, welche mich umgiebt, vernichtet mich. Ich verliere mich in dem All. Die Menge der fremden Eindrücke wirft mich nieder. Da treibt es mich in jene Welt zu flüchten, die mein eigen ist; auszuruhen in dem Hafen, in dem all' meine Gedanken landen — in Deine Arme zieht es mich hin. Breite sie aus, Du Starker! und laß mich ruhen. Du! der nicht wankt, wenn

Alles um ihn her erschüttert wird. Weil Du so muthig, so fest bist, bete ich Dich an.

Schwindelnd, verwirrt, blicke ich zu den Alpen empor und frage: wie sind sie geworden? Welche Kräfte haben gewirkt, welche Revolutionen mußten vorgehen, um diese Steinmassen zu bilden, um sie zu zerspalten in wunderbar geschichtetes Geklüft? Und mächtiger noch als die erste, drängt sich die zweite Frage mir auf: wer schuf das heiß klopfende Herz, das in diesem Augenblick so glühend nach dem Geliebten verlangt, weil es sich vereinsamt fühlt in der fremden Umgebung?

Kein sterblicher Mensch hat die Antwort auf diese Fragen, die Lösung für diese Räthsel; und doch wohnt uns das Bedürfniß ein, darüber zu denken, den Geist zu üben an dieser Aufgabe, obgleich wir wissen, daß er ihr nicht gewachsen ist. Die Schöpfung und die Schöpfungsprincipien möchte der Geist durchdringen, und vermag doch nicht einmal den kleinen Raum auszufüllen, der

Dich von mir trennt, vermag nicht vernehmbar in Deine Seele zu hauchen, daß ich Dein denke, daß Du mir der Mittelpunkt der Schöpfung bist, mein Edmund!

Ich habe die Feder fortgelegt, Geliebter! und still in die Mondnacht hinausgeschaut. Hast Du es empfunden, wie meine Seele Dein gedachte?

Alles schläft. Das Fenster meines Stübchens ist geöffnet, das Rauschen der Aar tönt zu mir herüber, goldig steht der Mond am dunkelblauen Himmel und wirft seine Streiflichter über das schäumende, smaragdgrüne Gletscherwasser, aus dem er verschwimmend wiederstrahlt. Fest und bestimmt zeichnen sich die Felsrücken der Breitlawine und des Sulek gegen den Nachthimmel ab, und hinter ihnen empor thürmen sich in strahlender Schönheit die Gletschermassen des großen Eiger und der Jungfrau dem Monde entgegen. Zärtlich funkeln die Sterne der Jungfrau um das Haupt, als hätten sie Lust sich zu ihr

hinabzusenken, aber die eisige Kälte hält die armen, sehnsüchtigen Sterne in scheuer Entfernung, und der Mond lächelt dazu. Der kalte, gefühllose Mond! die armen Sterne!

Unten in dem bescheidenen Gärtchen vor meinem Fenster flüstern die blühenden Akazien viel süße Worte, und duften, als wollten sie ihr Leben ausströmen, vor Glück und Bangen. Die glühende Feuernelke drängt die brennende Wange an das bleiche Antlitz der schlanken, weißen Nachtlilie, und die Glühwürmchen schwirren durch die Luft, als ob sie auch Sterne wären. Wer weiß denn, ob sie es nicht sind? ob die Sterne selbst nicht geflügelte, goldige Bewohner des Aethers sind, die durch die Nacht schwärmen und leuchten vor Liebe und Seligkeit.

Gewiß, Edmund! Alles liebt, was geschaffen ist, denn was sollte irgend einem erschaffenen Wesen ein Dasein ohne Liebe? ein so todtes, elendes Dasein? —

Ich bin, denn ich liebe! — Ich liebe! Wer begreift die namenlose Wonne dieses Bewußtseins! In der unendlichen Schönheit des erschaffenen Alls es ausrufen zu können: ich liebe und ich werde geliebt!

O! nur ein Glück wäre noch größer, es auszurufen an Deinem Herzen, in Deinen Armen! —

2.

Edmund an Mathilde.

Berlin im Mai 1847,
im neuen Gefängniß.

Seit vielen Tagen schon erwarte ich einen Brief von Dir und noch immer zögert er zu kommen. Bist Du gehindert worden, meine Mathilde! ihn mir zu senden, oder ist es der Wille des Inquirenten, der ihn mir vorenthält.

Als wir Sonnenberg, unser bisheriges Gefängniß, verließen, ohne daß ich Nachrichten von Dir erhalten hatte, tröstete mich der Gedanke, sie hier zu finden. Dein Brief sollte mir ein freundlicher Willkomm sein, wie ein Bote der Liebe,

wie ein Pfand des Glückes sollte er mir die neue Zelle verschönen, die mich eisig und traurig anstarrte, als ich sie betrat, weil sie noch nicht belebt war durch Dein Bild, wie jenes Gemach in Sonnenberg, das durch die allmächtige, aussöhnende Vermittlerin Gewohnheit mir werth geworden war.

Während ich dies schreibe, bringt man mir Deinen Brief — geöffnet und gelesen wie immer. Das liebe, mir so befreundete Siegel, das Deine Hand dem Briefe aufgedrückt, ist zerbrochen, die Worte Deines Herzens hat ein fremdes Auge gelesen, ein kaltes Urtheil geprüft, ehe sie zu mir sprechen konnten, der so sehnsüchtig nach ihnen verlangte. Oft genug habe ich nun seit meiner Gefangenschaft das Gleiche erduldet, und immer wieder ergreift mich ein Gefühl der tiefsten Empörung, daß ich die Hand balle in ohnmächtigem Zorne, weil ich Dich, weil ich mich und unsere Liebe nicht zu schützen vermag gegen diese Ent-

weihung. Es liegt in der ſtarken Liebe des Mannes das Bedürfniß, ſich wie ein feſter Schild zwiſchen das Leid und die Geliebte zu ſtellen, und nur wenn ich des Kummers denke, den meine Gefangenſchaft Dir bereitet, fühle ich ſie als ein Unerträgliches.

Ich, der ich jeden Deiner Blicke, jedes Deiner Worte als ein mir gehörendes Gut betrachte, als einen Beſitz, der mein Leben reich macht, ich muß Dich die ganze Fülle Deiner Liebe darlegen ſehen vor fremden Menſchen, und kann nicht ſagen, ſchreibe lieber nicht, denn ich würde uns Beiden den Troſt entziehen, der allein uns jetzt gegönnt iſt.

Und welche Freude hat gerade Dein heutiger Brief mir bereitet! Wie freut es mich, Mathilde, daß Du ſo lebhaft die Erhabenheit jener Bergwelt empfindeſt! Ich danke es der Natur, daß ſie ſo ſchön iſt für Dich. Genieße ſie voll und tief! und laſſe den Jubel Deiner ſchönheitsfrohen

Seele in meine Brust dringen, in der er ein tausendfaches Echo findet.

Seit ich Dich in der Schweiz vermuthen konnte, drängten sich alle meine Gedanken Dir nach, und mit klopfendem Herzen sah ich in Sonnenburg oftmals nach der Uhr an dem Thurme, meinem Fenster gegenüber, als ob ihr Zeiger mir sagen könne, wo Du in dieser Stunde weiltest; als ob ich dadurch Botschaft von Dir erhielte, und berechnen könnte, womit Du Dich beschäftigtest, woran Du eben dächtest. Ich begleitete Dich auf Deinen Ausflügen, ich lebte immer und immer wieder die Stunden durch, in denen ich, ein froher, lebensfrischer Jüngling, zuerst die Bergwelt kennen lernte; und jene Tage, welche später der einsame, ernste Mann dort verlebte, dem schon manche Hoffnung zum Trugbilde geworden war.

Damals, in der starren und doch so beseelten Welt der Alpen, habe ich die Lösung der Lebensräthsel für mich gefunden; denn dort habe ich

gelernt, mich als einen unsterblichen, weil ewig mitwirkenden und mitschaffenden Theil der Schöpfung zu empfinden, und das Grundgesetz dieser Schöpfung zu erkennen, das »Wirken, Genießen und Lieben« heißt. Der Mensch ist der Glücklichste auf Erden, der dieses Gesetz im ausgedehntesten Sinne zu erfüllen vermag.

Mein freies Wirken ist gehemmt, ich bin gefangen und doch bin ich nicht glücklos, denn ich genieße mit Dir, durch Dich, ich genieße die volle Gewißheit Deiner ungetheilten Liebe, und ich liebe Dich!

Aber nicht immer war mein Herz so freudig gehoben, nicht immer habe ich mich so im Gleichgewicht empfunden. Es kamen Stunden in den ersten Wochen meiner Gefangenschaft, in denen das Gefühl der Unfreiheit mich mit allen seinen Schrecken erfaßte, in denen die Sehnsucht nach Dir übermäßig schwoll in meinem Herzen. Ungeduldig preßte ich die Stirne gegen die kalten,

todten Scheiben, und wendete den Blick zurück in das Gemach, zu sehen, ob mein glühender Wunsch Dich nicht in meine Nähe gezaubert habe, ob Du noch nicht kämest, mich zu entzücken? Es war mir, als könne ich Dich nicht entbehren!

Und noch heute! Was frommt es mir, daß die glühende Feuernelke ihre Wange an das bleiche Antlitz der schlanken Lilie drängt! Bist Du mir doch unerreichbar in dieser Stunde, und mein Verlangen nach Dir steigert sich an der Sehnsucht Deines Herzens!

Man hat mir angeboten, diesen Brief sogleich zu befördern, ich will ihn deshalb schließen. Zudem wird, wie Du siehst, diese Stunde von einem trüben Geiste beherrscht. Der Gedanke lähmt mich, daß nicht Dein liebestrahlendes Auge, sondern zunächst der prüfende Blick meines Richters auf diesen Blättern ruhen wird.

Ist es die Eintönigkeit meines jetzigen Lebens, die sich wie ein feuchter Rost auf die elastischen

Federn meiner Seele legt und ihre Spannkraft hemmt, daß ich mich nicht fortzuschwingen vermag über das Gefühl dieses Zwanges? Oder ist es der mir fehlende Anblick des Himmels, der mich seit einigen Tagen verdüstert?

Habe Nachsicht mit mir! Sei Du, meine Mathilde! mein belebendes Himmelslicht, wie Deine Briefe der Sonnenschein dieser Zelle. Du wirst mich die erquickende Wärme Deiner Liebesworte nicht lange entbehren lassen, und ich denke bald Herr zu werden über die Verstimmung, welche mich heute bewältigt hat.

Erzähle mir täglich von Deinem Leben, sprich mir von unserer Vergangenheit, unserem ersten Begegnen, und denke, daß ich mir mit hoher Freude unser Wiedersehen, unsere Zukunft ausmale, wenn ich fühle, daß ich der Erheiterung bedarf.

3.

Mathilde an Edmund.

Wie selbstlos ist Deine Liebe, Edmund! wie schonend der Ausdruck Deines Leides! und ich konnte mich erfreuen an der Unendlichkeit dieser Natur, während Du einsam die traurigen Wände Deiner Zelle anblicktest. Vergieb mir, mein Edmund!

Wie froh war ich sonst, wenn Deine alljährigen Streifzüge Dich den Bergen zuführten, wenn Du mir bald von den Gipfeln der Schweizer Alpen, bald von den Höhen unserer heimischen

Karpathen ein Wort Deiner Liebe sendetest, die heller und freudiger aufloderte, wenn mein königlicher Aar sich in den Regionen des freien Aethers bewegte, für die er geboren ist, wenn er jene Knechtschaft für Stunden von sich genommen fühlte, unter der das Vaterland blutet. Und jetzt schildere ich Dir achtlos die Freude, welche ich genieße, während Du sie entbehrst. Ich habe nie geglaubt, daß so viel Selbstsucht herrschen könne in einem liebenden Herzen, ich erschrecke vor diesen Tiefen in unserer Brust, in denen das Eis des Egoismus nicht schmilzt unter dem Strahl der Liebe.

Gestern, als ich Deinen Brief erhalten hatte, saß ich lange in der Nacht allein in meinem kleinen Garten, und dachte sehnsüchtig jenes Tages, an dem wir uns vor fünf Jahren zuerst im Schlosse meiner Tante begegneten, und des einzigen, ungetrübten Beisammenseins, das uns damals zu Theil geworden ist. Nur drei Tage

lang waren wir beisammen gewesen in gleichgültiger Personen Gesellschaft, nur wenig flüchtige Stunden allein, als das Bewußtsein in uns auftauchte, daß unser Leben unauflöslich aneinander gekettet sei.

Ich erinnere mich, als wäre er heute erlebt, des Augenblickes, in dem Du gemeldet wurdest. Die Tante erzählte, Du kämest von Paris, wo Du Deinem Onkel, dem trefflichen, in der Verbannung gestorbenen Grafen W., die letzten Liebesdienste erwiesen hättest, und Du würdest jetzt im Vaterlande bleiben. Ich sah nach der Thüre, Du tratest herein, wurdest vorgestellt, die kaum unterbrochene Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Man sprach von Jagden, von Reit- und Fechtübungen, welche man veranstalten wollte, um Herren und Knechte für den Fall eines Kampfes vorzubereiten; man fragte nach den Freunden, die in der Verbannung lebten, man verhandelte politische und sociale Fragen, wie man von all'

diesen Dingen in großem Kreise spricht, wenn die Lippen sich, mit dem Worte spielend, bewegen, während im Grunde die Seele ruht. So gingen drei Tage uns hin, bei Plaudern und Spazierengehen, bei Tanz und Spiel.

Am Abend des dritten Tages standen wir mit den Andern auf unserm Altan, und man suchte mit einem Fernrohre den neu entdeckten Kometen. Ich aber hatte nur Dich angesehen, von der Dunkelheit beschützt nur den Strahl Deines Auges gesucht, und endlich traurig den Blick gen Himmel gewendet, als ich zu bemerken glaubte, daß Du, nur mit dem Kometen beschäftigt, mein gar nicht achtetest. Da aber mein Auge sehr scharf ist, sah ich bei dem Emporblicken plötzlich das Gestirn und zeigte es den Uebrigen.

»Mich freut es, Mathilde!« sagtest Du, Dich zu mir wendend, »daß Ihr Auge so sicher das Licht zu finden weiß, es freut mich, daß Sie den Stern zuerst gesehen haben.«

Ich erbebte bei dem Klange Deiner Stimme, und als ich zu Dir aufschaute, mußte ich mein Auge senken vor dem Strahl voll Liebe, der mich aus der dunkeln Nacht des Deinen traf. So mag den Königen im Morgenlande gewesen sein, als ihnen zuerst der Stern der Verkündigung aufging, dem sie folgten mußten fort und fort.

Ich hatte meinen Herrn gefunden. Auf Deiner Stirne thronte mein künftiges Schicksal. Ich zitterte bei dem Gedanken, meine Freiheit verloren zu haben, Dir unterthan zu sein, und doch zog es mich, vor Dir in das Knie zu sinken und Dir zu sagen, wie willig ich mir die Fesseln anlegen ließe, die Du für mich bereit hieltest.

Keiner von uns vermochte zu sprechen, und wir standen noch lange schweigend neben einander, als schon die Gesellschaft sich entfernt hatte. Ich wollte endlich den Fortgegangenen folgen, aber die magnetische Kraft Deines Willens bannte mich

in Deine Nähe. Da sahst Du mich ernst und ruhig an und sagtest: »Mathilde! warum stehen wir so fern von einander, da tiefe Liebe uns verbindet?« —

Und Du nahmst mich in Deine Arme, Du gabst mir die Heimath an Deinem Herzen, die Heimath, aus der unsere Trennung mich verbannt. Seit jener Stunde weiß ich, daß ich lebe, denn die Liebe erst erzeugt das bewußte Leben einer Frau, und ich hatte sie nicht gekannt, ehe ich Dich sah, den Gott meiner Zukunft, den Schöpfer meines höchsten Glückes.

Es ist mir wie Gottesdienst, wenn ich jener Tage gedenke; meine Seele erhebt sich, als klänge die geweihte Glocke durch die weihrauchduftenden Hallen, als würde das Venerabile erhoben, vor dem ich einst niederzusinken gewohnt war in demüthiger, anbetender Beruhigung. Es wird Friede in mir; ich glaube und ich hoffe, wenn Deine

Seele zu mir spricht im Klange der geliebten Stimme, in den Worten Deiner Briefe.

Und doch! — Was dem Verschmachtenden der Wassertropfen, den er von dem frischbethauten Kelch der Blume küßt, das ist ein Brief für die Sehnsucht des Herzens — eine Glückesahnung, ein luftiges Schattenbild des Ersehnten. Tage, Wochen hindurch zu harren auf eine Kunde von dem Geliebten, und dann das Blatt in Händen zu halten mit dem Bewußtsein, daß schon in wenig Sekunden sein Inhalt erschöpft sein wird, daß die flüchtige Glückesempfindung schnell weichen wird vor dem gleich wieder emportauchenden Gefühl der Trennung; wie hart ist dieses Loos.

Dürfte ich nur einmal die Schwelle Deines Kerkers betreten, die Mauern sehen, die Dich umgeben, das Lager, auf dem Du ruhst, den Tisch, an dem Du sitzest!

Sage es mir, mein Edmund! wenn Du leidest; sage mir, ob die Einrichtung dieses neuen

Gefängnisses Dich nicht schwerer niederdrückt, als die Gefangenschaft in Sonnenburg? und glaube mir, daß Deine Mittheilungen nicht schrecklicher sein können, als die Phantasiegebilde, welche vor mir aufsteigen, wenn Du über Deine äußere Lage mir schweigst.

4.

Margarethe Steiger an ihren Bruder Konrad in Bern.

Unterseen.

Lieber Konrad! Da der Müller von G'steig morgen nach Bern und Basel hinuntergeht, so benutze ich die Gelegenheit, Dir zu schreiben, und die Mutter schickt Dir die Wäsche, welche Du verlangt hast. Daß nicht Alles fertig geworden ist, kommt daher, daß unsere Wohnung seit drei Wochen an einen polnischen Edelmann vermiethet ist, und daß wir damit beschäftigt waren, Alles für die Herrschaften in Ordnung zu bringen.

Es ist ein alter Herr mit einer kranken Frau und einer schönen, aber traurigen Tochter. Hinauf nach dem Hohenweg in Interlacken, wo doch die Engländer und Franzosen fast Alle wohnen, geht sie fast gar nicht. Entweder sie fährt mit den Eltern aus, oder sie geht allein spazieren. Ein paar Mal, wenn sie den Weg nicht wußte, hat sie mich mitgehen heißen, und ist dann immer sehr freundlich zu mir gewesen. Gerade darum thut es mir so leid, daß sie so traurig ist. Sie hat einen Bräutigam, dessen Bild ich auf ihrem Schreibtische gesehen habe. Er sieht blaß und ernsthaft aus, aber er ist doch recht schön.

Wenn Du in den Ferien nach Hause kommst, die ja nun bald beginnen, so soll der Rest Deiner Wäsche fertig sein. Bis dahin, meint die Mutter, hättest Du tausend genug. Das meinte auch die Tante, die gestern von Grindelwald heruntergekommen ist, und den Brief von Deiner Marianne mitgebracht hat. Marianne war nicht

mit ihr, weil sie nicht beide zusammen fortgehen und das Hotel allein lassen konnten. Marianne soll von früh bis spät auf den Füßen sein, und Du kannst Dich recht glücklich preisen, daß Du eine Hausfrau bekommst, die Dir Alles, was sie Dir zubringt, so emsig zusammenhalten wird.

Grüß Dich Gott! Komm, sobald Du kannst, nach Hause und bringe mir wieder einmal ein recht schönes, schwarzes Band um den Hals mit. Antworte, wenn der Müller heimkehrt. Er geht wieder auf Unterseen.

5.

Marianne an Konrad.

Gasthof zum Bären im Grindelwald.

Mein einzig lieber Konrad! ich weiß eigentlich gar nicht, ob ich Dir noch schreiben soll und ob meine Briefe Dir noch Freude machen. Du giebst mir gar keine Nachricht von Dir und ich fürchte, Du hast mich vergessen und liebst mich nicht mehr. Ich könnte es Dir ja auch nicht verargen, denn Du bist nun ein gelehrter Mann, bist Student, wirst bald Doktor sein, und ich bin Nichts als ein ganz unwissendes Mädchen. Ich kann Nichts, als Dich sehr lieben und Dir

Alles, so gut ich es verstehe, zu Dank machen, wenn wir erst verheirathet sein werden.

Manchmal denke ich auch, ich möchte wohl Französisch lernen und alle die Dinge, welche die Professorstöchter in Bern und die fremden Damen hier bei uns oben im Hotel wissen. Ich denke, es würde Dir wohl lieb sein; aber wie sollte ich das anfangen? — Lehrer sind bei uns oben nicht zu haben; im Winter, wenn Alles einsam und alle Wege verschneit sind, kann ich die Mutter doch nicht allein lassen, wenn ich schon zum Lernen auch nach Bern reisen wollte; und im Sommer ist das Haus, das weißt Du ja, so voll von Fremden, daß ich Gott danke, wenn ich Abends nicht so müde in's Bett komme, daß ich gleich einschlafen muß, ohne noch an Dich denken zu können, was doch meine einzige rechte Freude ist.

Sage mir nur einmal ehrlich und aufrichtig, lieber Konrad, ob Du mich noch liebst? Ich fürchte immer, Du denkst nicht mehr an mich,

alle andere Mädchen gefallen Dir besser als Deine Braut; und von all' den Männern, die bei uns alltäglich kommen und gehen, gefällt mir doch auch nicht Einer. Es ist keiner so hübsch, so gut und so brav als Du bist. Wenn ich mir recht vorstelle, wie lieb ich Dich habe, so meine ich immer, Du müßtest mir auch treu sein; es ist auch gar nicht anders zu denken, denn ich müßte ja sterben, wenn ich Dir untreu wäre.

Die Mutter läßt frisch drauf los bauen an dem Hause, in dem wir wohnen sollen, und Du wirst vollauf zu thun haben, denn es fehlt ein Arzt hier herum, weil ja der Doktor vom Abendberg und der Herr Roth aus Interlacken nicht Alles bestreiten können, vornehmlich im Winter. Oft trete ich in das Haus und stelle mir vor, wie hübsch das Alles werden wird. Die Zimmer, welche wir an Fremde vermiethen sollen, sind recht groß; auch Dein Apothekerzimmer mit dem Heerde; die andern Stuben für uns läßt die

Mutter nur klein machen, damit sie im Winter warm werden. Ich freue mich recht, Dir das Alles zu zeigen. Komm doch nur gleich herauf, guter Konrad, wenn Du nach Hause kommst. Aber vorher schreibe mir, damit ich die Tage zählen kann bis zu Deiner Ankunft, und damit mir das Warten nicht zu lang wird.

Adieu, lieber Konrad! liebe doch recht treu Deine getreue Braut

Marianne.

6.

Edmund an Mathilde.

Ich bin früh erwacht, meine Mathilde! man bedarf nur wenig Schlaf, wenn man keine Bewegung hat. Das macht die Tage noch länger, als sie ohnehin dem Einsamen erscheinen. Es ist kaum vier Uhr, aber die Sonne muß schon ein Stück am Horizonte hinauf sein, denn die Lichtstrahlen brechen sich bereits in Regenbogenfarben durch die geschuppte Glasscheibe des Fensters über meinem Haupte, das noch geschlossen ist. In einer Stunde etwa wird der Wächter

kommen, es zu öffnen, und dann strömt mit der frischen Morgenluft auch frischer Muth und neues Leben in meine Brust. Der Morgen ist der glücklichste Augenblick in dem Dasein eines Gefangenen. Das habe ich schon in Pillau empfunden, als mich zum erstenmale, nach jener unglücklichen Schilderhebung Polens im Jahre ein und dreißig, die Mauern eines Gefängnisses umschlossen, eines Gefängnisses, das kaum diesen Namen verdiente, denn wir hatten Gesellschaft vom frühen Morgen bis zur Nacht, und durften unter Begleitung in dem Weichbilde der Stadt, ja selbst am Ufer des Meeres umhergehen.

Aber so ändern Erfahrungen den Menschen! Ich finde jetzt diese strenge Gefangenschaft erträglicher, als mir damals jene bedingte Freiheit erschien. Der Begleiter, welcher mir überall hin folgte, quälte mich durch sein bloßes Dasein, wie das Gespenst eines Doppelgängers. Die nimmersatte Neugier der Leute, die, in kleinen

Verhältnissen lebend das, Geringfügige für ein wichtiges Ereigniß halten, und als solches besprechen, während sie ohne Theilnahme sind für das große Allgemeine, war mir lästig. Man hatte Mitgefühl für das kleinste persönliche Erlebniß des jungen Officiers und blieb kalt bei den Leiden seines ganzen Volkes. Eine Zeit der tiefsten Schwermuth kam über mich, meine Gesundheit litt davon. Stundenlang stand ich träumend am Fenster und schaute in die Ferne, oder ich ging einsam auf den Festungswällen einher, von denen man das Meer überblickte, und in deren Bereich ich meines Begleiters ledig war.

Während ich mich in diese Zeit zurückversetze, taucht mir in aller seiner Schönheit der Gedanke an die erste Liebe auf; an Jakobine, die ich Dir wohl als meine Befreierin genannt habe, ohne doch mehr von ihr zu sagen. Ich habe ihrer nie vergessen, sie immer liebend in meiner Erinnerung getragen, aber die Gewalt des Lebens, die

rasche Wechselfolge der Ereignisse, die an mir vorübergezogen sind, und vor Allem der Gedanke an Dich, haben ihr Bild in mir zurückgedrängt, das jetzt in der Abgeschiedenheit von Dir und der Welt oft in seiner ganzen liebereizenden Frische vor mir aufersteht.

Jakobine war ein Wesen, wie ich kein zweites mehr gekannt habe. Früh der Mutter beraubt, hatte ihr Vater, ein rauher aber braver Seemann sie erzogen. Sie ruderte, schwamm, ritt, tanzte, lachte und war fröhlich, so oft man sie erblickte. Ihr ganzes Thun trug das Gepräge einer Jugendkraft, einer Lebensfülle, die man nur selten findet in unserer entnervten Zeit. Weder ein bestimmter religiöser Glaube, noch Wissenschaft oder Kunst waren vorhanden für sie. Ihr Vater verachtete jede Erhebung des Geistes als krankmachende Ueberspannung. Mitten in der Civilisation war sie ein vollkommenes Naturkind geblieben, mit so glücklichen Anlagen geboren,

daß sie in ihren Handlungen immer das Rechte, das Edelste auf die einfachste und schönste Weise vollendete. Da sie fast täglich die Töchter des Festungskommandanten besuchte, hatte ich sie oft gesehen und gesprochen, ohne daß ich glauben durfte, irgend in einer Weise ihre Aufmerksamkeit oder gar ihre Theilnahme erregt zu haben, so lebhaft das Gefühl auch war, das mich seit unserm ersten Begegnen zu ihr gezogen hatte.

Eines Abends hatte ich mich auf der Brustwehr des Walles niedergelassen. Es war ein warmer Oktobertag gewesen. Rothglühende Wolken bedeckten den ganzen Horizont im Westen, die ersten, schweren Flügelschläge eines Sturmes machten sich bemerkbar, das Meer war aufgeregt, und schön in dieser tiefen Erregtheit, wie die Seele eines großen Menschen im Kampfe mit sich selbst. Ein schwarzer Streif tauchte am fernen Horizonte hervor, und blitzesschnell verbreitete sich von diesem aus Dunkelheit über das

ganze Wasser. Schwarzgraue Wolken verhüllten die Sonne, die Wellen stiegen hoch und höher, schaumgekrönten Hauptes, bis sie donnernd zusammenbrachen unter der eigenen Gewalt und zurücksanken in den Meeresgrund. Die weißen Flügel der Möven, die schrillend und von Angst getrieben an den Festungsmauern umherflatterten, machten in der Dunkelheit der Luft einen gespenstigen Eindruck. Plötzlich brach die rothe Strahlengluth der untergesunkenen Sonne noch einmal durch das Gewölk, und bei ihrem Lichte sah man ein Schiff, vom wilden Winde getrieben, dem Lande zufliegen.

»Das Schiff ist hin!« sagte eine sanfte Stimme neben mir. Ich brauchte mich nicht umzuwenden, um Jakobine zu erkennen. Diese Stimme hätte ich aus hundert andern unterschieden. »Sie treiben auf das Riff,« fuhr sie fort, »wenn nicht ein Wunder geschieht, das sie rettet.«

In dem Augenblicke erschallte kaum hörbar

durch den Sturm ein Kanonenschuß vom Schiffe. Die Lootsen eilten in ihren Theerjacken, die regendichten Sturmkappen auf dem Kopfe, dem Boote zu, und stachen in See, während das Gewölk, rasch wie es gekommen war, vorüberzog, von dem wildrasenden Sturme fortgetrieben. Es währte nicht lange, bis man an dem licht gewordenen Horizonte das arme Schiff erblicken konnte, das sich bereits auf den Klippen festgefahren hatte.

Bei dem matten Strahl des Mondes, der allmälig zwischen den Wolken hindurchzuleuchten begann, wurden die Segel in bläulicher Weiße sichtbar, aber sie bewegten sich unsicher und zwecklos, wie die Hand des Sterbenden, dessen Finger unbewußt in die Leere greifen.

Ich schauderte zusammen; ich hatte das Bild jener Kämpfe vor Augen, an denen Polen verblutet war. So hatte ich die Hoffnungen des Vaterlandes scheitern sehen, so — mit der Un-

möglichkeit zu helfen — hatte ich gestanden bei seinen letzten Anstrengungen sich zu befreien.

Ich mochte die Thränen nicht sehen lassen, die mir die Augen netzten und verhüllte mein Gesicht, als Jakobine mir leise die Hände herabzog. »Noch ist Polen nicht verloren,« sagte sie, wie im Tone des Scherzes, und doch hatte sie mein innerstes Denken errathen, doch zitterte die geliebte Stimme, doch drückte sie meine Hand so leidenschaftlich, die sie in der ihren behielt.

Es war ein wunderbarer Augenblick! — Wie sie so neben mir stand in der schlanken Schönheit ihrer Jugend, das goldblonde Haar vom Mondlicht umflossen, die blauen Augensterne fest auf mich gerichtet, schien sie mir ein höheres Wesen zu sein, dem mein Herz zu glauben begehrte. War das dieselbe Jakobine, die sonst so übermüthig keck, so sorglos durch das Leben ging?

Ich blickte sie überwältigt an. »Wunderst Du Dich,« sagte sie, »daß ich errieth, was Du

empfandeſt? Weißt Du denn nicht, daß ich Nichts thue, als mir Deine Gedanken denken, ſeit Du hieher gekommen biſt zu uns?«

»Jakobine!« rief ich, »ſo liebſt Du mich? und ich konnte neben Dir leben, ohne es zu ahnen?«

Sie zog ihre Hand aus der meinen und trat von mir zurück. »Nein,« ſagte ſie, »ich liebe Dich nicht; denn ich ſinne Tag und Nacht, wie ich Dir helfen könnte zur Flucht; und liebte ich Dich, ſo würde ich Dich halten wollen in meiner Nähe!« Ihre Stimme war ruhiger geworden, ich ſtand wie vernichtet vor ihr, ich konnte die ſcheinbaren Widerſprüche ihrer Worte nicht verſtehen, ich konnte nicht ſprechen vor dem Schlagen meines Herzens.

Die Ankunft meines Aufſehers ſchreckte mich empor. Er kam mich zur Rückkehr zu ermahnen, die weit über Gebühr verzögert worden war. Ich mußte in meine Zelle zurück, Jakobine ging neben

mir her, wir schwiegen Beide. Als sie mich an der Thüre des Gefängnisses verließ, sagte sie leise: »Ich habe nie Etwas versprochen, ohne es zu halten. So gewiß Gott lebt und der Mond am Himmel steht, ich helfe Dir zur Flucht; denn ich müßte verzagen, sollte ich sehen, daß Dein Gesicht immer bleicher, Deine armen Augen immer düsterer werden, wie es seit vielen Monaten geschieht. Aber schweig und verlasse Dich auf mich!«

Abends.

Der Zimmerwärter, der uns bedient, störte mich heute früh im Schreiben, und doch ist diese Störung durch ihn mir immer angenehm. So schweigsam der gute Alte sich zu sein zwingt, erfahre ich doch hie und da ein Wort von den Genossen meines Schicksals, von ihrem Ergehen und von der Außenwelt. Heute hat er mir erzählt von seinen Feldzügen, denn er war Soldat,

und von dem Bauerngütchen seiner Eltern, das der ältere Bruder mit Kind und Kindeskindern bewirthschaftet, und wie dort die Saaten dieses Jahr vortrefflich ständen und die Bäume wie beschneit aussähen von Blüthen. »Es thaten mir all die Herren leid, die hier sitzen in dem schönen Wetter, als ich neulich einmal draußen war, und Alles voller Blüthen sah, sagte er. Hätt' ich nicht gedacht, Sie würden mich auslachen, ich hätte Ihnen etwas Grünes mitgenommen!« — Ich habe ihn gebeten, es bei der nächsten Gelegenheit nicht zu unterlassen.

Dann habe ich den Tag mit Lesen zugebracht, ein Paar Striche zu zeichnen versucht, und endlich ein strandendes Schiff aquarellirt, das leidlich gelungen ist. Ich werde es Dir aufheben, weil Du diese flüchtigen Skizzen liebst. Nun aber will ich, da die Sonne wohl noch für eine Stunde Licht verspricht, die Zeit benutzen, Dir von Jakobine zu erzählen, was Du noch nicht weißt.

Es befremdet mich jetzt selbst, daß ich Dir, der Vertrauten meiner tiefsten Empfindungen, meiner flüchtigsten Gedanken, nie von Jakobine zu sprechen vermochte. Dieselbe Scheu, welche mich abhielt, ihr jemals meine Liebe zu gestehen, weil sie dies Geständniß zu fürchten, ja zu fliehen schien, dieselbe Scheu befiel mich immer, so oft ich ihren Namen gegen Dich erwähnt hatte. Alle phantastischen Begriffe meiner Jugend kamen über mich, und es war mir, als störe ich ihren Frieden, wenn ich ihr Bild auch nur vor Dir heraufbeschwören wollte aus der fernen und mir so theuren Vergangenheit.

Seit jenem Abende auf dem Festungswalle vermied sie mit mir allein zu sein. Geschah es dennoch, so sprach sie mir stets eifrig von der Nothwendigkeit meiner Flucht, die mir mit jedem Tage weniger dringend zu werden däuchte, bis ich einst plötzlich die Nachricht erhielt von meines Vaters tödtlichem Erkranken in Paris. Als die

Sehnsucht nach dem sterbenden Vater dann übermächtig ward, als ich zerissenen Herzens endlich die Kraft gewann, die Worte auszusprechen: »Jetzt helfen Sie mir zur Flucht!« — als Jakobine dann bleich ward und ihre Augen mich trocken und glanzlos anstarrten in stummem Entsetzen, da hätte ich sie beschwören mögen, meinen Vorsatz zur Flucht zu verrathen, um bleiben zu müssen in ihrer Nähe. So oft ich sie sah, zitterte ich, sie könne ein Mittel zu meinem Entkommen gefunden haben, so oft sie mich verließ, trat das Bild meines kranken Vaters vor meine Seele.

Endlich, es war im Frühjahr, traf ich sie, wie fast an jedem Abende, in dem Familienkreis des Festungskommandanten. Den folgenden Tag sollte eine große Lustfahrt über das Haff vorgenommen werden, zu der eine zahlreiche Gesellschaft zusammengetreten war. Man wollte Musik, Lampen und Feuerwerk in die Böte mitneh-

men, und es war fraglos, daß dieses Fest die Neugier aller Beamten auf sich ziehen werde, die uns bewachten. Darauf war der Plan meiner Flucht begründet. Ein alter Rheder, ein Freund von Jakobinens Vater, hatte ihn entworfen. Seine Theilnahme erschien mir natürlich. Ich wußte, daß er Jakobine lieb hatte, daß er selbst an eine Heirath mit ihr gedacht habe. Es befremdete mich nicht, sie ihren Einfluß auf ihn zu meinem Gunsten geltend machen zu sehen.

Jakobine lachte und scherzte wie immer, und so blind macht der erste Liebesschmerz den Mann, so ungerecht, daß ich Jakobine in meinem Herzen anklagte wegen dieser Heiterkeit. Ich sah nur mich, nur meine Verzweiflung über das Scheiden, und nicht die hohe Selbstlosigkeit in der Geliebten. Ich wollte Gründe finden, die ihr meine Entfernung wünschenswerth machten, ich wünschte sie tadeln zu können, ich hätte sie hassen mögen, um sie weniger leidenschaftlich zu

lieben, und den Gedanken dieser Trennung begreifen zu lernen.

Bis zu der letzten, für die Flucht bestimmten Minute, wartete ich auf ein Zeichen von Jakobine, das mir zu bleiben gebieten, meine Flucht, und wäre es nur für Tage, nur für Stunden, hinauszuschieben befehlen sollte. Ich hoffte sie noch zu sehen, obschon ich wußte, daß es unmöglich, daß sie in's Meer gefahren sei. Endlich verließ ich die Zelle und schlüpfte zu der Pforte hinaus, die mir bezeichnet war, fest entschlossen zurückzukehren in die Gefangenschaft, um Jakobine wiederzusehen, sei es, daß mein Vater genesen oder daß er sterben sollte.

Aber schon in Belgien benahm mir ein Brief die Möglichkeit der Rückkehr. Er war von der Hand des alten Rheders und enthielt die Anzeige seiner Verbindung mit Jakobine. Mich zu befreien, hatte sie sich gebunden für immer. Um solchen

Preis hatte sie seine Mitwirkung zu meiner Flucht erkauft.

Sechs Monate später lebte sie nicht mehr! Nach vielen Jahren erst habe ich an ihrem Grabe gestanden, und heiße Thränen geweint in dem Gedanken an sie, die wie der Genius der Jugend in meiner Erinnerung lebt, in unvergänglicher, heiliger Schönheit.

Ich habe zu schreiben aufgehört und habe wohl eine ganze Zeit in wachem Träumen hingebracht. Jetzt ist es fast Nacht, ich sehe nur eben noch deutlich genug, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe, daß ich jetzt Nichts mehr allein besitze für mich, da ich auch das Andenken an Jakobine künftig mit Dir theile. Schlaf wohl Mathilde.

Mittags.

Der Tag ist seit zwei Stunden trüb geworden wie es scheint, aber das ist nicht lästig für mich. Es giebt ein milderes Licht in meiner

Zelle, und die Wärme ist nicht so drückend. Auch für unsern sogenannten Spaziergang bietet es eine Erleichterung dar, der in den letzten Tagen, zwischen den engen Bretterwänden, weniger als je erquickend sein konnte, denn die Hitze nimmt täglich zu. Wie schön wirst Du es dadurch in dem schattigen Thale von Interlacken haben, meine theure Mathilde!

Nach dem gestrigen beruhigten Tage, der mich wohlthuend umfing wie ein lieblicher Traum, ist der heutige Morgen mir ganz in Geschäften, und zwar in unangenehmen vergangen. Ich habe eine lange Unterredung mit dem Anwalte gehabt, der meine Vertheidigung übernommen hat, und dabei den tiefsten Abscheu empfunden, da ich Thatsachen läugnen, Vorgänge vertheidigen lassen soll, die ich als ein Recht, als sittliche Thaten betrachte.

Mein Advokat ist ein Mann von funfzig Jahren, gebildet nach und in den Begriffen des

preußischen Beamtenthums, verheirathet, ein glücklicher Vater, ein begüterter Mann, also bemüht diesen Besitz zu erhalten und auf die Seinen zu übertragen, also ein Feind jeder Bewegung, welche den festen Boden erschüttern könnte, auf dem diese Vorzüge und Besitzthümer erwachsen sind. Den Polen und ihrem Freiheitsdrange ist er abgeneigt. Das aber hindert ihn nicht, unsere Sache zu vertheidigen, da der König es will, daß sie vertheidigt werde, und hindert mich nicht, volles Vertrauen in seinen Eifer zu setzen.

Er wird nach besten Kräften zu beweisen streben, daß wir nicht strafbarer sind, als die Regierung uns zu finden wünschen muß, der nur mit unserer Gefangenschaft, nicht mit unserem Tode gedient sein kann. Dieser ganze Proceß, den man so prächtig mit dem neuen Mantel der Oeffentlichkeit umhüllt, ist für mich nur ein heuchlerisches Schauspiel, das man vor dem zusehenden Europa aufzuführen für nöthig erachtet.

Der Staatsanwalt, die Richter und die Vertheidiger in diesem Processe gleichen den verschiedenen, in einander greifenden Rädern einer Maschine, welche nach einem gegebenen Anstoße für einen bekannten Zweck zu arbeiten bestimmt sind. Das eine Rad treibt das andere, alle Möglichkeiten sind im Voraus berechnet. Der Grundsatz, nach dem sie sich bewegen, ist das Recht des Stärkern, das Recht des Besitzenden; der Zweck, für den sie arbeiten, Erhaltung des Bestehenden; der Hebel, welcher sie in Bewegung setzt, die Krone, in der sich die Gewalt und der Besitz am großartigsten zur Erscheinung bringen. Die Angeklagten sind das Material, das der Maschine zur Verarbeitung gegeben wird, und sie müssen sich dem Mechanismus fügen, soll das Rädergetriebe sie nicht zermalmen, denn sie sind nicht stark genug, die Maschine in's Stocken zu bringen.

Ich habe den Advokaten ersucht, seine Vertheidigung aus meinen Verhörsakten zu schöpfen, da

ich mich nicht zur Beschönigung hergeben, ihn nicht mit solchen Beweisen für meine Schuldlosigkeit versehen mag, wie er sie fordern muß. Sind doch im Voraus alle jene Gründe verworfen, welche die Erhebung Polens, die freie That des Einzelnen, als eine sittliche Pflicht erklären. Sie können keine Geltung haben vor dem Richterstuhle der Fürsten, deren rechtlose Gewalt unser Vaterland vernichten half. Mag denn mein gelehrter Vertheidiger sich selbst das Gewebe spinnen, von halben Wahrheiten, von fadenscheinigen Halbheiten, von durchsichtigen Lügen, das die Politik seines Landes über die nackte schöne Wahrheit zu werfen verlangt, daß ein edles unterdrücktes Volk seine Nationalität zu vertheidigen strebte. Unsern Tod kann man nicht wollen, denn er würde Ruhm zurückstrahlen auf unser Vaterland, und Schmach auf unsere Unterdrücker; unsere Verurtheilung zu langer Gefangenschaft aber wird man erreichen, und damit dem Vaterlande für

viele Jahre die Thatkraft seiner besten Söhne rauben, während man den Schein eines großmüthigen Siegers erwirbt. Die Wahl ist hier nicht schwer. Ich urtheile um so ruhiger, als mich selbst keine allzu schwere Gefahr bedroht.

Um mich abzukühlen von der Erregung, die ich empfand und die das Schreiben steigerte, bin ich eine Weile umhergegangen. Das Auf- und Niedergehen in dem acht Schritte langen und fünf Schritte breiten Raume ist aber keine Erfrischung, es erzeugt bald Schwindel, und ich habe mich niedergelegt auf das Bett, um auszuruhen von dem Uebermaaß meiner gezwungenen Ruhe. Ich habe dabei in den Dichtungen unseres Landes geblättert. Die Schönheit unserer Sprache hat mich erfreut, der Sprache, die man von allen Seiten so eifrig zu vernichten strebt. Es ist der Höhenpunkt grausamer Politik, wenn man ein Volk zwingen will, einen geistigen Selbstmord zu begehen, die ihm ange-

borne Sprache zu verläugnen, damit es endlich auch seine Vergangenheit, die Vergangenheit und die Großthaten seiner Ahnen, seines Volkes vergessen lerne.

Meine Eltern sprachen polnisch, meine Wärterin, meine Spielkameraden kannten keine andere Sprache. Sagen von den Großthaten der Piasten vertrieben dem lebhaften Knaben die langen, schneedurchstöberten Winterabende. Jeder Fleck an dem Ufer unseres Goplosee's ward durch die Erzählungen von der schönen Wanda belebt; Lieder von dem Helden Kocsiusko, von dem männlichen Poniatovsky wiegten mich in den Schlaf und erfüllten meine Träume. Was half es, daß meine Mitschüler auf dem deutschen Gymnasium die Kinder deutscher Eltern waren, daß deutsche Lehrer uns bildeten? Sprach doch die verschiedene Nationalität sich deutlich aus in dem Aeußern wie in dem Charakter der Knaben, und der Mann sollte es lernen, von Gesetzen beherrscht zu

werden, die ihn zur Selbstvernichtung des eigensten Wesens, der angebornen Nationalität zu zwingen streben? — Nimmermehr!

Wäre die Begeisterung des Polen für sein Vaterland zu unterdrücken, sie hätte untergehen müssen in den langen Jahren des Exils, in Noth und Sorge, in den steinernen Mauern der Gefängnisse, in den eisigen Fluren Sibiriens. Aber sie lebt, sie ist unsterblich! Ein nie verlöschendes Feuer, brennt sie auf dem Altar der Hoffnung, und ich denke den Tag zu erleben, wo das Signal zur allgemeinen Befreiung Europas entzündet werden wird in ihr, zugleich mit den Fackeln unseres Hochzeitsfestes.

Sieh, Mathilde! wie allmächtig die Liebe ist, daß mit der unsichtbaren fernen Geliebten zu sprechen, schon mein Herz befreit. Ich lege dies Blatt zurück, es kann mit diesem Inhalt die Censur des Inspektors nicht passiren, aber ich werde es fortsetzen, so oft ich Deiner bedarf.

Es wird oft sein, Geliebteste! und einst werden diese gesammelten Blätter Dir Werth haben, als Zeichen, wie sehr ich Dein gedachte in den Tagen dieser langen Trennung.

7.

Konrad an seinen Freund Rudolf in Basel.

Unterseen.

Seit acht Tagen bin ich hier, geliebter Freund! Fast seit eben so langer Zeit wollte ich, ich wäre nicht heimgekehrt. Mein Vorgefühl hat sich als richtig erwiesen, ich fühle mich nicht glücklich unter den Meinen, wir verstehen uns nicht mehr.

Das könnte klingen, als überschätzte ich mich, und doch weißt gerade Du, wie lebhaft ich die gänzliche Unvollständigkeit meines Wissens empfinde, wie sehr ich danach strebe, die Lücken in meiner Bildung auszufüllen. Aber dies Streben

ist es gerade, was die Meinen nicht begreifen. Daß ich ihnen bereits der Inbegriff aller Vollkommenheiten bin, daß sie glauben, die Zeit des Lernens sei nun mit dem nahen Doktoreramen beendet, und ich könne ruhig in häuslicher Niederlassung an die Verwerthung der errungenen Kenntnisse gehen, das ist es, was mich beängstigt.

Welch ein Triumph war es meinen Eltern, als ich das Universitätsexamen beendet hatte, Deine Freundschaft gewann, Zutritt erhielt in dem gastlichen Hause Deiner Eltern, und sich mir, dem Bauernsohne, nun plötzlich die Umgangskreise unserer Patrizierfamilien eröffneten! Wer von den Meinen hätte es damals ahnen sollen, daß mit diesem Schritte das Band gelockert würde, welches mich an sie, an ihre Plane für meine Zukunft knüpfte?

Die Theilnahme an geistigen Interessen, die veredelte Form Eures täglichen Lebens, die schöne Haltung, welche Ihr gegen einander zu üben ge-

wohnt seid, sind mir zum Bedürfniß geworden; die Erkenntniß des Hohen und Schönen ist der Feind meiner Zufriedenheit, meines Glückes.

Ihr wißt es nicht, die Ihr in gebildeten Familien geboren seid, welch ein Segen Euch damit verliehen ist! Wenn ich mit Freuden gehört habe, daß die Ernte gedeiht auf den Feldern meines Vaters, daß die Mutter zufrieden ist mit ihrer diesjährigen Leinwand, und meine Schwester beglückt durch das neue Mieder mit silbernen Hafteln; wenn ich mit meinem Vater den engen Kreis unserer staatlichen Angelegenheiten durchsprochen habe, so weit sie seinen Acker und seine Abgaben berühren, dann stehe ich an den Grenzen unserer Gemeinsamkeit. Jenseits derselben liegt das große freie Reich des Gedankens, liegt eine Welt von Gefühlen und Anschauungen, die mir zum Lebensbedürfniß geworden sind, und keiner der Meinen weiß es, daß solche Regionen vorhanden sind.

Dazu kommt noch, daß eigentlich im Sommer von ruhiger Häuslichkeit bei uns nicht viel die Rede ist, wenn jeder Hauseigenthümer sich zum Gastwirthe gemacht hat. Auch der größte Theil unseres Hauses ist dieses Jahr an einen polnischen Edelmann vermiethet, dessen Frau hier die Molkenkur gebraucht. Da haben Mutter und Schwester den ganzen Tag zu schaffen, zu serviren und zu präsentiren, daß man ihrer nicht eine Stunde froh wird, und sich ärgert über die tausend unnöthigen Ansprüche der alten Leute, die denn doch befriedigt werden müssen, weil sie dafür bezahlen.

Die Tochter ist bescheiden. Eine edle Gestalt, ein schönes Gesicht, dem man Spuren tiefen Leidens ansieht. Sie ist einem der Polen verlobt, welche für ihre Vaterlandsliebe büßen im Kerker zu Berlin. Wenn sie mit den ernsten Augen sehnsüchtig in die Ferne schaut, beklage ich den Gefangenen, dem dieser tiefe Liebesblick verloren ist.

Wundere Dich nicht, daß ich Mariannens nicht erwähnte. Noch sah ich sie nicht wieder, und ich scheue mich davor, denn sie ist meinem Herzen fremder geworden, als ich es entschuldigen kann. Der Gedanke, mich gleich nach beendetem Examen zu verheirathen, martert mich wie ein schwerer Traum — und doch muß es sein. Aus mir einen Arzt, den Mann der reichen Cousine zu machen, dafür hat mein Vater gearbeitet im Schweiße seines Angesichtes, dafür hat meine Mutter sich gemüht bei peinlicher Arbeit früh und spät. Ich darf ihnen die Hoffnung ihres ganzen Lebens nicht zerstören, ich darf auch der guten, sanften Marianne das Leid nicht anthun! Du fühlst das, Rudolf! das darf ich nicht, das kann ich nicht!

Den nächsten Brief schreibe ich Dir vom Grindelwalde. Ich werde in den nächsten Tagen hinaufgehen. Vielleicht fühle ich mich dort auf der freien Höhe leichter und freier als hier.

8.

Edmund an Mathilde.

Da ich auf mich selbst angewiesen bin in dieser Zelle, muß sich der, dem Menschen angeborne Beobachtungstrieb fast ausschließlich auf mich selbst richten, und ich erstaune bisweilen, wie die Einsamkeit das Denk- und Erinnerungsvermögen des Menschen erhöht. Die ganze Vergangenheit ist mit höchster Deutlichkeit mir gegenwärtig. Thatsachen, kleine Erlebnisse, stehen lebendig vor mir, für die ich jedes Gedächtniß verloren hatte. Mein Empfinden, meine Phantasie steigern sich

in dieser Abgeschlossenheit. Sie schärft unsere gesammten Kräfte, sie verfeinert unsere Organe. Ich höre, sehe, fühle feiner, seit ich nicht mehr durch immer neue Eindrücke gestört werde; aber es liegt in dieser gesteigerten Nerventhätigkeit eine Gefahr, die ich klar erkenne, und der man nur durch angestrengtes Festhalten der Gedanken zu entgehen vermag, obschon auch dieses nicht immer von dem Gefühl der Ueberreizung befreit.

Ich sehne mich oft nach dem Anblick einer Pflanze, eines Thiers, um durch ein sinnlich wahrnehmbares Bild mich abzuziehen von der nie endenden Gedankenreihe. Ich gäbe viel darum, rankte sich hier, wie in Sonnenberg, ein Epheuzweig um das Eisengitter, dessen Blätter ich grünen, des Schatten ich spielen sehen könnte an der Wand. Die spärlichen grünen Aestchen vor meinem Fenster, die kleine gelbe Blume, welche aus der moosigen Mauer erblühte, und deren Wachsen und Welken ich betrachten konnte,

haben mich oftmals beruhigt, wie sonst der Anblick des Meeres oder des Himmels. Das sinnliche Schauen hat mich erfrischt, wenn innere Selbstbeschauung mich ermatten wollte.

Lange schon hat sich mein Geist jenen Bestrebungen abgewendet, welche über den Tod des Menschen hinaus in die Zukunft desselben zu blicken versuchen. Dies sind nutzlose Träumereien. Eine sechstausendjährige Erfahrung, das vergebliche Grübeln der erhabensten Geister, haben uns längst bewiesen, daß dem Menschen eine unübersteigliche Schranke gesteckt ist. Wie neugierige, müssige Knaben stehen die Grübler an der eisernen Thüre der ewigen Räthsel und versuchen das Unmögliche — versuchen durch das Undurchdringliche zu blicken. Unverwandt schauen sie die kalte, düstere Pforte des Todes an, welche uns die Zukunft verbirgt, und vergessen darüber, daß die Welt zum Genusse ladet, daß Menschenherzen auf der Erde in Freude beben, und in

Leid vergehen. Schaudernd vor dem Bewußtsein ihrer Endlichkeit, schaudernd vor der Flüchtigkeit der Zeit, suchen sie nach der Möglichkeit eines jenseitigen Lebens, und lassen darüber die schnell verrauschenden Stunden ihres Daseins ungenutzt entfliehen. Sie starren den Gedanken des Todes an, bis er sich ihnen gespenstisch als eine äußere Macht verkörpert, die dem Leben feindlich entgegentritt; und doch sind Seele und Körper nicht unzertrennbarer als Leben und Tod, doch enthält jede Stunde des Lebens auch den Tod in sich, und wir sterben während wir leben.

Dies Betrachten des Unbegreiflichen macht das Auge krank, daß man die vorhandene Herrlichkeit der Erde nur durch den trüben Schleier des Schmerzes, durch die verwirrende Strahlenbrechung der Thränen erblickt. Der Mensch erträumt sich Hypothesen, Mährchenwunder, um die er die Wirklichkeit gering achtet und sein ge-

sundes Dasein in derselben verliert. Ein kläglicher Mißbrauch der reichen Menschenkraft.

Nicht jenseits dieser Welt, nicht in dem Unerreichbaren liegt die Offenbarung, das Geheimniß unseres Daseins, sondern in uns selbst, in dem, was Jedem zunächst ist, denn sie ist überall offenkundig in der Natur.

Einsam, in der tiefsten Nacht des Kerkers findet der suchende Geist den schaffenden Geist, den Gott in sich. Allein, in der Unendlichkeit der Natur, begegnet er ihm in Allem, was ist und wird und vergeht. Ueberall ist er selbstthätig, genießend, wirkend, fortzeugend für die Unendlichkeit. Er ist zertheilt in mannichfacher Weise, und nach seiner Stärke an mehr oder weniger vollendete Formen gebunden, und ist doch Eines in der Vollendung des Alls, zu der alles Geschaffene sich verbindet.

Das christliche Dogma von der Menschwerdung des Allgeistes in Einem Menschen ist

eine klägliche Verkleinerung des Geistes, der mit allmächtiger Werdekraft das All durchströmt. Er wird Mensch in Jedem von uns, und offenbart sich strahlend in dem göttlichen »ich will« des Menschen.

Diese Erkenntniß giebt uns Achtung vor der reinen, gottgebornen Natur in uns selbst und in dem Geringsten unserer Mitmenschen, Duldung für jede Eigenthümlichkeit, Liebe für Alles, was lebt. Ich liebe Pflanzen und Thiere, ich beachte ihre Neigungen, ihre Lebensbedingungen, denn jedes von ihnen trägt den göttlichen Funken, die Werdekraft in sich, jedes hat bestimmte Ansprüche an relatives Wohlsein gleich mir.

Das Gesetz der Nothwendigkeit, welches das Wasser zwingt, zu Thal zu rauschen, während es sich selbst sein Bette sucht und gräbt; das als Instinkt auftritt in dem Vogel, der sein Nest baut, wo es ihm gefällt, und als Bewußtsein in der That des prüfenden und wählenden Men-

schen, dies eiserne Gesetz der Nothwendigkeit hält das All auf eine Weise zusammen, die der vereinzelte Geistestheil im Menschen nicht begreift, aber empfindet. Die aus der Gesammtheit hervorgehenden Ereignisse bilden den Zwang, die Nothwendigkeit; die Art, in welcher der Einzelne ihnen begegnet, sich zu ihnen verhält, enthalten seine Freiheit.

Indem der Mensch in jedem Augenblicke thut, was er für das Nothwendige, das Rechte hält, übt er seinen Gottesdienst gegen den Gott in sich und in seinem Nächsten, erfüllt er seine Pflicht gegen die Gesammtheit und die Natur, aus der ihm als Lohn der berechtigte Genuß des Alls erwächst.

So allein begreife ich das Geheimniß des Daseins, das Grundgesetz der Welt; ein ächt freisinniges, ein ganz soziales Gesetz. Freie Entwicklung des Einzelnen im Gesammtverbande von Allen, zum Besten Aller. Es soll unser Vorbild

sein für die kleinern Verbindungen auf der Erde, für Staaten- und Familienbande. Es muß uns antreiben zu Thaten, welche über das Grab hinausleben; denn die Fortwirkung dessen, was wir schufen, ist unsere persönliche Fortdauer nach dem Tode.

Wie diese Ueberzeugung ergeben macht gegen die Bedingung der Endlichkeit, so treibt sie den Menschen zur Selbstvollendung während des Lebens, der keine Zeit für diese Aufgabe in einer andern Welt erwartet. Die Kraft zu dieser Selbstvollendung aber wächst in ihm mit dem Bewußtsein, daß der Mensch Eines ist in sich, nicht traurig zerspalten in Seele und Leib, nicht verdammt zu dem ewigen Kampfe dieser feindlichen Gewalten.

So wenig ein Staat gedeihen kann, in dem eine bevorzugte und eine geknechtete Partei sich in immer wiederholten berechtigten Empörungen und tödtlichen Siegen aufreiben, so wenig kann

der Mensch Großes sein und leisten, der nicht die Einheit seines Wesens erkennen und damit den Zwiespalt in sich beenden gelernt hat. Wer zerfallen ist in sich, wer nicht Frieden hat, der kann ihn nirgend bringen.

Wenn ich mir denke, daß auch Du umnachtet warst, von den dunkeln Wolken des christlichen Dualismus, daß auch Du einst diese Welt gering geachtet und nach einem Jenseits gestrebt hast, daß Du es Sinnlichkeit, Gotteslästerung gescholten hast, als ich mich einst überwältigt von dem Drange meines Herzens vor Dir niederwarf, um in trunkenem Schauen den Gott in Deiner Schönheit anzubeten, dann segne ich dreifach die Stunde, in der ich Dir begegnete, und den Tag, an dem ich Dich, Du Kind des Lichtes, dem Lichte wiedergab.

Bist Du nicht duldsamer geworden, seit Du von Deinem Nächsten nicht mehr Verläugnung seiner innersten Naturbedingnisse forderst? Nicht

werkthätiger in Liebe, da Du den Leidenden mit seiner Noth nicht mehr auf ein tröstendes Jenseits verweisen kannst? Ein Jenseits, für das unsern, an die Sinnenwelt gebundenen Begriffen selbst die Bezeichnung fehlt, so daß wir für das Unsinnliche, Unkörperliche unsere sinnlichen, körperlichen Worte brauchen müssen.

Dein ganzer sittlicher Gehalt hat sich erhoben, seit Du nicht mehr Erlösung von Außen zu erwarten wagst, durch die seligsprechende Machtvollkommenheit eines menschgewordenen Gottes, sondern gelernt hast, in Dir selbst mit fester Sammlung Deines Willens zu ringen nach Erlösung von allem Unedlen, Unwahren, das die Irrthümer der Vergangenheit und Mitwelt in Dich gebracht haben konnten.

Du wirst es fühlen in dieser Zeit der leidensvollen Trennung, wie auch der Schmerz sich leichter tragen läßt, wenn wir nicht mehr in Gebeten um Abhülfe flehen und ungeduldig auf ihre

Erhörung warten, statt uns sittlich gefaßt in das augenblicklich Nothwendige zu ergeben.

Sieh, meine Mathilde! dies Aussprechen der tiefsten Lebensüberzeugung gegen den Menschen, der uns eng verbunden ist, das ist die Andacht in der Religion, zu der wir uns bekennen, deren Priester wir sind. Ich habe Gottesdienst gehalten in dieser Stunde mit Dir. Mit Dir habe ich mich gedemüthigt vor der Größe des Allgeistes, mich ergeben in das Gesetz des Nothwendigen, mich erhoben in dem Bewußtsein, daß dies Gesetz ein allweises ist. Ich bin feierlich und weich gestimmt nach dieser Betrachtung.

Und dennoch! so sehr ich bereit bin, das Unvermeidliche ruhig zu ertragen, dennoch erzittert mein Herz in der Sehnsucht nach Dir, in dem Gedanken, daß mich vielleicht noch Jahre der Gefangenschaft von Deinem Besitze trennen.

Warum weigerten uns Deine Eltern die Erlaubniß zu unserer Vereinigung, da wir uns ge-

funden hatten? Ich dürfe nicht daran denken, sagten sie mir, das Loos einer Frau an das meine zu fesseln, so lange ich nicht aufgehört hätte, das Wirken für die Befreiung Polens als meine Lebensaufgabe zu betrachten. Als ob dies jemals anders werden könne! — Wir thaten Unrecht, diesem Gebote Folge zu leisten; denn es ist Unrecht, sich mit Bewußtsein einem Willen zu unterwerfen, dessen Verlangen man als einen Irrthum erkennt.

Wie viel Stunden ungestillter Sehnsucht, wie viel Schmerzen hat die Vorsorglichkeit dieser kurzsichtigen Elternliebe über uns gebracht, die uns sicheres Leid bereitete, um uns mögliche Leiden zu ersparen.

Nein! Du Leben meines Herzens! das soll nicht mehr sein, sobald diese Mauern mich nicht mehr halten. Ich will den Pulsschlag meiner Sehnsucht nicht zügeln, bis die Stumpfheit des Alters mich gleichgültig gemacht haben wird ge-

gen das Schicksal meines Vaterlandes, ich will mit Dir das Leben genießen, das uns gegönnt ist auf dieser wunderbaren Erde.

Die Erinnerung des letzten, schweren Abschiedes kommt niederbeugend über mich. Wie verlange ich nach Deinem Anblick, wie sehne ich mich, Dich wieder zu schauen. Nur sehen möchte ich, ob Dein Auge noch so licht und glänzend, Dein Mund noch so frisch, Deine Arme so schön sind, als in jener Stunde, da ich von Deinen geliebten Lippen den Kelch des Scheidens mit schmerzlichem Entzücken trank.

Aller Segen des Glückes über Dein geliebtes Haupt!

Nachmittag.

Seit mehreren Tagen erwartete ich Deinen Brief. So oft der Tritt des Schließers nahe an meiner Zelle erklang, wähnte ich, jetzt müsse der Schlüssel klirren in der Thüre, und das

Blatt in meine Hände gelangen; aber immer galt es nur der Revision, immer nur öffnete er das Schiebefenster in der Thüre, um sich zu überzeugen, daß ich nicht entflohen sei. Das dürfte schwer halten in diesem Hause, in dem die kleinen Fenster der Zelle hoch oben in den Mauern, und alle Zellen der Art an fächerförmig nebeneinander herlaufenden Gängen gelegen sind, daß der Wächter vom Mittelpunkte aus, jede Thüre, jeden Winkel des Gebäudes übersehen kann.

Eben jetzt höre ich wieder den wohlbekannten Tritt am Ende des Ganges! Es ist die Stunde, in der man die Thüren der gegenüberliegenden Zellen schließt, um die unsern zu öffnen und uns mehr Luft zu gönnen. Dann höre ich es, wie Constantin B. seinen Stuhl bewegt, im Zimmer auf und niedergeht, höre ihn stöhnen, husten, wenn seine Brustbeschwerden ihn belästigen, aber ich sehe ihn nie, denn der Versuch dazu würde mir die Gunst der geöffneten Thüre rau-

ben. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, sich Wochen hindurch einem geliebten Menschen so nahe zu wissen, und doch so vollkommen getrennt von ihm zu sein.

Fünf Thüren sind geöffnet; es ist Alles still. Noch eine Thüre, dann ist der Schließer an der meinen.

Da ist Dein Brief! eben hat er ihn gebracht, und mein Auge hat mit Wonne die lieben Züge Deiner Hand betrachtet. Habe Dank, mein süßes Mädchen! daß Du mit holder Zärtlichkeit mir die Tage unsers ersten Begegnens heraufzauberst, die klar und selbstständig leuchtend in meinem Herzen leben, trotz dem Bewußtsein, daß sie Dein heiteres, ruhiges Geschick an mein sturmbewegtes Leben gekettet und Dir manch schweren Kummer bereitet haben.

Um mich, um meine jetzige Lage sorge Dich nicht. Mein Gefängniß ist nicht hart, man gewährt uns die Erleichterungen, welche seine Ein-

richtung gestattet. Da Dir meine geringe Neigung für den Ueberfluß bekannt ist, darfst Du mir glauben, daß ich hier Nichts vermisse, als die Freiheit, die ich eben nicht haben kann. Allerdings wäre es mir viel werth, könnte ich den Himmel sehen aus meiner Zelle, was nicht der Fall ist. Das Fenster läßt zwar das Licht hell hineinscheinen, ist aber hoch gelegen und durch die Art des Glases dem Auge undurchdringlich. Auch mehr Bewegung in freier Luft möchte ich wohl haben, als ich sie mir in dem schmalen, eingeengten Bretterverschlage zu machen vermag, in dem Jeder von uns täglich eine Stunde einsam auf und nieder schreitet. Ich bin so sehr gewohnt an freie Luft.

Seit man mir aber zu dem Tische und dem Bette, welche ich in meiner Zelle vorfand, einen Stuhl bewilligt hat, der bequemes Schreiben und Zeichnen gestattet, und seit man uns Bücher nach unserer Wahl zukommen läßt, hat sich meine

Zufriedenheit mit dieser Zelle doch noch wesentlich erhöht. — Ich beschwöre Dich daher, Dir keinen Augenblick durch Schreckgebilde zu verdüstern, für die bis jetzt kein Grund vorhanden ist.

Nachmittags.

Ganz unerwartet eröffnet sich mir durch den glücklichsten Zufall eine sichere Gelegenheit, Dir die Blätter zuzustellen, welche ich seit den letzten Wochen für Dich schrieb. Es bleibt mir nur die Zeit sie zu schließen.

Sorge denn nicht um mich, Geliebte! Freue Dich jedes schönen Tages, der Dir seine Sonnenstrahlen in die Seele senkt, genieße jede Freude, die sich Dir bietet, und tröste mich über den Schmerz unserer Trennung, durch die Gewißheit, daß Du sie muthig erträgst, daß sie Deine Kraft nicht übersteigt.

Und somit Lebewohl.

9.

Mathilde an Edmund.

Deine reiche Briefsendung ist in meinen Händen, mein theurer Edmund! — Ich lese und lese sie wieder. Die Angst meines Herzens löst sich in erquickende Thränen auf, wenn Du mir so zuversichtlich von Wiedersehen sprichst, so muthig in die Zukunft blickst; aber ich fühle dann nur um so tiefer die Gewalt meiner Liebe, die Schwäche meiner Natur. Ich hatte Kraft, ehe ich Dich kannte, ich habe verlernt sie zu brauchen, seit Deine starke Liebe mich trug und stützte.

Ich bewundere Deine Kraft, die Welt, das Leben, Dich selbst und unser Loos so ruhig zu betrachten! Du erscheinst mir wie diese Urgebirge fest, und nur den Veränderungen unterworfen, welche der vergängliche Wechsel des Tages und des Jahres darauf hervorruft. Die Sonnenstrahlen färben den Gipfel mit glühendem Roth, der Mond taucht ihn in bläuliches Licht, Wolken legen ihren düstern Schatten darüber hin, und der Schnee bedeckt sie mit weißem Mantel; aber das Alles vergeht schnell, berührt nur die Oberfläche, und darunter steht ehern fest das riesige Granitgebirge

So bist Du, Edmund! und darum sehe ich so vertrauend zu Dir empor, wenn Alles um mich her mir zu wanken scheint, wenn ich mir nicht Rath weiß in den tausendfachen Verwirrungen des menschlichen Daseins, die sich vor meinem Blicke enthüllen, seit Du mich gelehrt hast, daß man prüfen müsse, statt zu glauben.

Dieſe Prüfung iſt mir Bedürfniß geworden und beängſtigt mich zugleich. Ich möchte weiter ſchreiben, immer weiter fort in Prüfung und Erkenntniß, und doch ſchaudre ich noch oft unwillkürlich vor dem Ziele derſelben zurück.

Wie fängſt Du es an, Dich ruhig zu fühlen in den Mauern Deines Kerkers, da dieſes Thal mich ein Gefängniß, die Bergwelt eine läſtige Schranke dünkt, über die ich hinaus möchte, fort zu Dir? Wie erträgſt Du es, den Anblick des Himmels zu entbehren in Deiner Zelle, während ich hier ſehnſüchtig verlange nach einem weiten, freien Horizonte? Niemals habe ich mich ſo ſchmerzvoll nach Dir geſehnt, als hier. Wenn uns die Fluthen des Meeres trennten, wenn ich an ſeinen Ufern weilte, dann war ich ruhiger. Dann ſchien jedes Segel, das auftauchte am fernen Horizonte, mir ein geflügelter Liebesbote, der mir Nachricht von Dir bringen, mich zu Dir führen könne, und die Hoffnung war mächtig

in meinem Herzen. Diese Bergwand aber bringt mich zur Verzweiflung, weil sie sich so riesig aufthürmt zwischen Dir und mir, weil mir ist, als würde ich sie niemals wieder überschreiten, als könnte ich niemals wieder zu Dir kommen und müßte hier sterben fern von Dir.

Ach, Edmund! laß mich nicht anders sterben als an Deiner Brust; denn sterben, Edmund! das muß furchtbar sein. Ich begreife es nicht.

Als ich Deinen Brief las, und auf die Ruhe blickte, mit der Du die ewigen Räthsel der Schöpfung betrachtest, war es mir einen Augenblick, als könne ich nun auch den Tod verstehen; aber das währte nicht lange. Meine Natur, und wohl jede menschliche Natur, sträubt sich gegen das Aufhören, weil sie es nicht fassen kann im Vollgefühl der Lebenskraft. Ich will nicht fort aus dem Zustande, in dem ich mich als Ich empfinde, hinüber in einen andern, für den mir die Bilder und Begriffe fehlen.

Ja! wärst Du unsterblich — nicht als Theil des Weltgeistes, sondern unsterblich als Person, als Edmund, als mein Geliebter, mich liebender Edmund, und könnte meine freigewordene Seele in Dich übergehen, als ein Theil der Deinen, um Eines zu werden mit Dir, o! dann begriffe ich das Sterben, und wollte den Tod ersehnen mit aller Kraft der Seele. Dann lehnte ich mich einmal Abends an Deine Brust, wenn die Sonne untergeht und der Mond heraufkommt, und wenn es so ganz still und duftig wird in der Natur, und spräche: Halte mich fest in Deinen Armen, Geliebter, denn ich sterbe um in Dir zu leben, das ist die Vollendung unserer Liebe!

Edmund! Edmund ich vergehe vor Sehnsucht nach Dir.

Abends.

Du willst, daß ich die Trennung muthig trage, willst, daß ich die Schönheit des Lebens

genieße, daß ich sie Dir wiederspiegele in meinen Briefen. Wie gern will ich das thun. Da alle mein Denken und Fühlen Dein ist, da ich die Gesellschaft meide, um immer bei Dir und mit Dir zu sein im Geiste, ist Dir zu schreiben meine größte Lust.

Mein Leben ist so einfach als nur möglich, und ich freue mich immer wieder, daß wir nicht in einem jener Pensionate Interlackens wohnen, in denen die gelangweilte vornehme Gesellschaft der europäischen Hauptstädte sich sogenannter ländlicher Einsamkeit erfreut, bei Musik und Tanz im heißen Zimmer, während draußen der Abend und die Nacht in hoher Schönheit sich über die Erde ausbreiten und zu feiernder Ruhe laden.

Früh am Morgen gehe ich mit Gritli, der Tochter unsers Wirthes, in das Bad. Dicht an unserm Hause führt der Weg in ein Gehölz, in dem es immer schattig und kühl ist. Dann geht es durch das Bett des Schwarzbachs weiter, das

jetzt zum Theil ausgetrocknet ist von der sommerlichen Wärme. Ueber lose Steine und bröckelndes Geröll steigen wir fort, uns bald an einem größeren Blocke, bald an einer freiliegenden Baumwurzel stützend, denn der Schwarzbach ist breit und das Wasser mächtig im Frühjahr, wenn es von den Bergen herabkommt.

Je größer die Anstrengung des Weges, um so süßer die Erfrischung des Bades. Zwischen großen moosgrünen Steinen springt das helle, schäumende Wasser in einzelnen Fällen herab, bis es sich in dem tiefsten Theile des Flußbettes sammelt, so klar und frisch, daß man jedes Pflänzchen zu unterscheiden vermag auf seinem Grunde. Hohe Felsen thürmen sich an der rechten Seite empor, sie neigen ihre Bäume und Farrenkräuter dem Wasser zu, für uns als Schirm und Schutz. Oben auf den Abhängen weiden silberweiße Ziegen, die mit ihren klaren Augen neugierig zu uns herniederr gucken. Bisweilen hören wir einen Hir-

tenknaben oder einen Holzfäller von fern sein Liedchen singen, das zauberisch süß klingt in dem schweigenden Weben der Natur.

Allmälig dringen dann die Strahlen der emporsteigenden Sonne durch das dunkle Laub des Waldes, der die Berge krönt, und wenn wir, vorwärts blickend, mit dem Auge dem Lauf des Baches folgen, dann weitet das Thal sich aus, bis es geschlossen wird von jener Bergkette, aus deren Mitte der schneebedeckte Niessen sich hellleuchtend gegen den blauen Himmel abzeichnet.

Wie mich jedesmal die Stille dieses Platzes wehmüthig macht, kann ich Dir nicht genug sagen. Ich fühle die Schönheit der Natur, und weil sie mir das Herz schwellt mit seligem Entzücken, vermag ich den Gedanken nicht ohne tiefes Weh zu denken, daß in der Spanne Zeit, die uns gegönnt ist, all diese Schönheit für Dich verloren sein soll, vielleicht für lange, lange Jahre. Mein Herz ruft Dich, mein Auge sucht Dich angstvoll,

und wenn es Dich nirgend erreichen kann, dann kehre ich traurig heim in meine Wohnung, und weine meine heißen Thränen vor Deinem Bilde.

Morgens nach dem Bade.

Ich lese täglich in Deinen Briefen. Mein Verstand erfaßt die Lehre, die Du predigst, meinem Herzen klingt sie nicht so warm als in jenen Stunden, da ich sie von Deinem Munde hörte, da Deine Lippen sie mir verkündeten, als das Evangelium der neuen Menschheit.

Oft frage ich mich, ob ich dem Ideale entsprechen, ob ich mich nur annähernd zu ihm erheben könne, das in Deiner Seele lebt. Du suchst im Weibe die schöne, starke Ergänzung Deines Wesens, und ich stehe an Deiner Seite, auflauschend jedem Deiner Worte, anbetend die Kraft Deiner Seele, und mich tief demüthigend in dem Bewußtsein, wie sehr Du mir überlegen bist. Diese Ueberlegenheit ist mein Glück. Aber kann

es Dich beglücken, Dir genügen, daß ich so tief stehe unter Dir? —

Als ich Dich wiedersah nach den langen Jahren unserer ersten Trennung, und das Glück Deiner Gegenwart mich erhob, wähnte ich, die Energie meiner Natur sei gewachsen. Deine Vaterlandsliebe, Deine Opferfreudigkeit belebten mich, ich vermochte freudig die Schmerzen eines neuen Abschiedes über mich zu nehmen, denn Du sagtest mir, daß dies Scheiden Nothwendigkeit sei. Aber der Schmerz wirkt nicht erkräftigend auf jede Seele, er hat die meine gebrochen und ihr die Freudigkeit des zuversichtlichen Hoffens geraubt. Ich bin traurig in tiefstem Herzen, ich wage nicht in die Zukunft zu blicken, und gerade jetzt bedürftest Du eines Herzens, wie das Herz jener Jakobine, die Du so sehr geliebt hast. O! wäre ich wie sie, jung, froh und selbstlos, daß Du mich liebtest mit jener Leidenschaft, der selbst die Freiheit nicht mehr begehrenswerth erschien! Mit jener Leiden-

schaft, die Dich den Kerker lieben machte, und das Sterbebette Deines Vaters Deinem Auge fast entrückte.

Männer, wie Du, müssen selbstlose Liebe finden, und selbstlos bin ich nicht. Ich möchte nicht nur Dich beglücken, ich möchte glücklich sein mit Dir. Gäbe mir nicht das Bewußtsein, daß ich ausschließlich für Dich lebe, daß nie ein anderes Bild, als das Deine, auch nur einen Augenblick in meinem Herzen Raum gefunden hat, ein Anrecht auf Deine Liebe, ich würde mich ihrer ganz unwürdig fühlen, wenn ich bedenke, wie wenig ich dem Ideale Deiner Jugend gleiche.

Du sprichst so ruhig in Deinem letzten Briefe von langer Gefangenschaft, vom Tode selbst. Ist dieses möglich, wenn man liebt und heiß geliebt wird?

Macht das Anschauen des Weltalls das Blut langsamer durch die Adern wallen, stillt es den Wehruf des Herzens, o so lehre mich das All

erfassen auf Deine Weise, daß meine Sehnsucht ende, daß das Ringen meines Geistes nach Erkenntniß sein Ziel fände im Glauben und im Wissen, daß ich Ruhe fände, Ruhe und Frieden.

Gottlob, daß die Gefangenschaft Dich nicht so schwer bedrückt, die Trennung von mir Dir nicht so unaushaltbar scheint, als ich sie finde. Das giebt mir den Muth, Dir zu sagen, daß alle meine Bitten die Eltern nicht zu jener Reise nach Preußen zu überreden vermochten, welche allein die Möglichkeit eines Wiedersehens für uns darbot.

Es wird Herbst geworden sein, ehe wir die Schweiz verlassen, und die Gesundheit meiner Mutter würde den Wechsel des Klimas bedenklich machen in so später Jahreszeit. Wüßtest Du, wie sehr die Stimmung der Eltern verändert ist, in Bezug auf uns, Du würdest es nicht mit so zuversichtlicher Gleichgültigkeit Deinem Advokaten überlassen, die Gründe für Deine Freisprechung

aufzusuchen; Du würdest selbstthätig für sie sorgen, und mitleidend würden Deine Gedanken verweilen bei Deiner Mathilde.

10.

Konrad an Rudolf von Staufer.

Erſt heute ſchreibe ich Dir. Man ſcheut ſich vor jeder Mittheilung, wenn ſie eine Wiederholung ſchmerzlicher Erlebniſſe fordert, die man nur noch zu gegenwärtig in der Seele empfindet.

Du weißt, ich bin mit ſchwerem Herzen nach dem Grindelwalde gegangen. Als ich dann aber hinaufzog, das Ränzel auf dem Rücken, durch die liebe, mir von Jugend an vertraute Bergwelt, durch die grünen Thäler und Wälder, da ward ich plötzlich leichten Sinnes.

Ich dachte an alle die Tage, an denen ich als Knabe diesen Weg gegangen war, die Tante zu besuchen und die Cousine zu sehen; ich erinnerte mich, wie ich immer schneller und schneller in freudiger Erwartung dem Ziele zuzuschreiten pflegte, und wie die kindische Ungeduld des Knaben sich dann mit den Jahren in die zärtliche Sehnsucht des Jünglings verwandelt hatte. So gelangte ich zu der Stelle, hoch oben an der Sennenhütte, hinter die man hinabsteigt in den Grindelwald. Hier hatte Marianne mich vor drei Jahren erwartet, als ich hinaufkam Abschied zu nehmen, ehe ich die Universität bezog.

Auf dieser Stelle hatte ich mich ihr verlobt; an jenem Abend die Zustimmung ihrer Mutter erhalten, und das Versprechen, daß die Tante fortan alle Sorge für meine Bedürfnisse übernehmen wolle, bis ich meine Studien beendet haben würde. Ich hatte mich für den glücklichsten Menschen der Welt gehalten. Glück hat das Schöne,

daß es, wie die Sonne, noch lange nach dem Untergange ein Abendroth seliger Erinnerung in uns hervorzuzaubern vermag. Ein Wiederschein jenes Tages lebte in mir auf, ich ward freier und fröhlicher, je höher ich stieg. All' die Quellen, die aus den Felsen hervorsprudelten, kamen mir wie alte Bekannte vor, die, zum Fenster hinausguckend, dem heimkehrenden Nachbarssohne ihr »Grüß Dich Gott!« zuriefen. Kannte ich doch selbst die einzelnen, wunderlich geformten, großen Steine, welche den Durchgang durch die Bäche bildeten. So heimisch vertraut erschien mir Alles, so eng verwandt mit meinem innersten Wesen, daß ich mich plötzlich aller meiner Zweifel ledig fühlte, und mich glücklich preisen konnte, hier künftig immerdar zu leben.

In dieser gehobenen Stimmung langte ich auf dem Berge an und eilte den Weg nach dem Grindelwalde hinab. Als ich das Schild, den schwarzen Bären, wieder erblickte über dem Hause

der Tante, klopfte mir das Herz vor Freude. Ich trat durch die kleine Pforte in das Gärtchen, da sprang der alte, große Hund so freudig bellend an mir empor, daß ich seine zottige Stirne küssen mußte. Die Mägde traten in die Thüre. »Der Konrad! der Konrad!« rief es hier und da; ich fühlte, was die Heimath sei.

»Wo ist Marianne?« fragte ich, »wo ist die Frau?«

»Es sind Herrschaften angekommen«, hieß es; »die Frau beschickt die Betten, die Marianne besorgt den Theetisch für die Gäste.«

Ich eilte die Treppe hinauf und mein erster Blick fiel auf Marianne, welche die Zudringlichkeit eines langen, rothhaarigen Engländers von sich abwehrte. Ich sprang hinzu, ihn niederzuschmettern, aber Marianne warf sich zwischen uns, und war ganz Glück und Freude mich wiedergefunden zu haben. Mein Herz krampfte sich zusammen. Der Augenblick wird mir unvergeßlich bleiben.

Da phantasiren sie in ihren Sälen von der schönen Unschuld und Einfalt des Landvolkes, und Jeder glaubt sich berechtigt, die Unschuld und Einfalt eines Landmädchens anzutasten, welche ihn reizt, wie der frei in reiner Luft dahinschwebende Vogel den Jäger reizt — zum Morde. Je höher, je unerreichbarer er scheint, um so größer die grausame Wollust des Augenblickes, wenn er getroffen, zerschmettert niedersinkt, die Beute des Siegers.

Weil Marianne, durch die Verhältnisse gezwungen, den Gästen Dienste leisten muß, weil sie das Trinkgeld annimmt, das die Scheidenden ihr bieten, meint jeder elende Gesell, ein Recht zu haben an sie. Und so tief, so furchtbar tief ist das Volk gesunken durch die lange Gewohnheit solcher Schmach, daß selbst Marianne nicht im Entferntesten die tödtliche Demüthigung empfindet, die solch' ein Betragen für sie enthält.

Mir fuhr es wie ein Messerstich durch's Herz,

als Marianne — meine Braut — mir um den Hals fiel. Statt sie zu umarmen, riß ich mich von ihr los, den Engländer zu züchtigen. Ich eilte ihm nach, Marianne bemerkte es.

»Wo willst Du hin?« fragte sie.

»Ihn strafen für die Unverschämtheit.«

Sie lachte hell auf. »Da hättest Du viel zu thun,« sagte sie, »wenn Du jeden Fremden strafen wolltest, der einen dummen Spaß versucht. Laß ihn nur gehen. Ich stehe selbst für mich, es wagt es Niemand zum zweiten Male.«

Ich war keines Wortes mächtig, mir schauderte vor dem Mädchen, das fühllos seit Jahren den Kampf gegen die Gemeinheit sittenloser Männer kämpft. Marianne dauerte mich, aber sie hatte allen Zauber des Weibes auf immer für mich verloren. Sie sammelt arglos ihre Trinkgelder zu dem Kleide, das sie an unserm Hochzeittage tragen will; auch die Uhr, die sie mir vor einem Jahre zum Geburtstag schenkte, so sagte

sie mir, war von diesem Gelde angeschafft. Ich habe die Uhr Nachts gegen die Felsen geschleudert und gesagt, ich hätte sie verloren.

Die Tante war voll Zärtlichkeit für mich, sie meinte, ich sei stärker, männlicher geworden, wir würden ein schönes Paar geben, ihre Marianne und ich. Mariannens Schönheit sei fast weltbekannt, alle Fremden fragten gleich nach der schönen Marianne, sie fürchte die Hälfte ihrer Kundschaft zu verlieren, wenn das Mädchen nicht mehr in ihrem Hause sein werde.

Ich sprach mein Gefühl, meinen Zorn offen aus. Weder die Tante noch Marianne verstanden mein Empfinden. Die Tante meinte, ein Landmädchen sei keine Prinzessin, und Scherz in Ehren könne Niemand wehren. Marianne aber schwur mir bei allen Heiligen, daß sie mir unwandelbar treu gewesen sei und es auch bleiben werde. Sie fühlte es nicht, wie furchtbar es ist

Treue zu schwören oder eines Treuschwures zu bedürfen. Ich schwieg in tiefem Schmerz.

Es litt mich nicht in dem Hause — ich bin fortgegangen vor Tagesgrauen in der Nacht. Am Mittag langte ich im Vaterhause an, entschlossen, Marianne nicht zu heirathen, keine Unterstützung ferner von der Tante anzunehmen und das Erhaltene sobald als möglich zu erstatten.

Aber da gab es die Vorwürfe meines Vaters, der Mutter Klagen, Gretchens sanftes Bitten, den Eltern nicht die liebste Hoffnung ihres Lebens zu vernichten. Es kamen Thränen getränkte Briefe von Marianne, die mich treulos, ein Brief der Tante, der mich undankbar und pflichtvergessen nannte.

Ich mag mich nicht daran erinnern! Du aber wirst jetzt wissen, warum ich Dir nicht schrieb, und wirst Dich nicht wundern, wenn ich hier plötzlich den Brief beende. Lebe wohl, mein theurer Freund!

11.

Mathilde an Edmund.

Die Minuten habe ich gezählt bis zur Ankunft der Post, denn seit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Dir erhalten, und wieder ist kein Brief angekommen, mein theurer Edmund!

Als ich an der kleinen Pforte stand, den Sohn unsers Wirthes erwartend, der nach Aarweiler gegangen war, um mir den ersehnten Brief so schnell als möglich zu verschaffen, war es mir zuletzt, als erwartete ich Dich selbst. Mein Herz schlug hörbar, jeden Augenblick hoffte ich Deine

Gestalt hervortreten zu sehen; mein Fuß hob sich, Dir entgegen zu eilen, und als ich dann Konrad erblickte, der schon von weitem verneinend das Haupt schüttelte, da erlosch das Licht meiner Hoffnung, die kühlen, unheimlichen Schatten trauriger Gewißheit lagerten sich über mir.

Statt Deines Briefes brachte Konrad mir ein Zeitungsblatt. Es sprach in ungewissen Ausdrücken von Verhaftungen im Großherzogthume Posen, in Gallizien; von der Möglichkeit neuer Untersuchungen, durch welche der Beginn des öffentlichen Gerichtes verzögert, die Haft der in Berlin gefangensitzenden Polen künftig strenger werden könnte, und ich muß glauben, daß dies geschehen ist, da ich keine Briefe mehr erhalte

Wüßte ich nur wie Du lebst in dieser Stunde? Wenn man Dir die beschränkte Erlaubniß der täglichen Bewegung im Freien entzogen hätte, wenn Du erkrankteſt in der ungewohnten Luftentbehrung, und Du wäreſt allein, ich wäre fern

von Dir? Das ist das Unglück des Menschen, der viel gelitten hat, daß seine Phantasie ihm keine Freuden, sondern immer neue Schmerzen vorzuhalten liebt; daß man zittert bei dem Ausbleiben eines Briefes und in banger Ahnung erbebt, ehe man ein versiegeltes Blatt entfaltet.

Diese Trennung legt sich erstarrend über uns, die Einsamkeit, der eiserne Trotz gegen das Geschick erkaltet Dein Empfinden, denn Du würdest sonst ein Mittel ersonnen haben, mich wissen zu lassen, was Dich am Schreiben hinderte. Wäre ein Wesen in Deiner Nähe, mit dem Du von mir sprächest, Du würdest milder, weicher sein, Du würdest meiner und meiner Sehnsucht sorglicher gedenken.

Sieh! als Du Dich neulich in so tiefer Liebe an Jokobine erinnertest, traf es mich schwer, daß ich nicht die erste, die ganz ungetheilte Liebe Deines Herzens besessen hatte, daß Deine Jugend nicht mein gewesen war. Ich klagte um diese

mir entzogene Vergangenheit, ich war eifersüchtig auf Jakobine — und ich bin es noch. Je öfter ich die letzten Briefe lese, je tiefer fühle ich, daß meine Liebe nicht Dein Leben ausfüllt, daß sie Dir eine schöne Zugabe ist auf Deinem Pfade, daß Du es aber leicht erlernen würdest, auch ohne sie zu leben. Ich klage Dich nicht an deshalb, es mag dies in der Natur des Mannes liegen, aber ein Frauenherz empfindet anders.

Seit ich Dich kenne, habe ich die Schönheit des Gefühls begriffen, aus dem die strenge Abgeschiedenheit der orientalischen Frauen einst entsprungen sein mag, dies ausschließliche Besitzenwollen des Wesens, das man liebt. Ist es mir doch ein Schmerz, die Blicke fremder Männer zu ertragen, wenn Dein Auge nicht auf mir ruht. Wie habe ich der Natur es sonst gedankt, daß sie mir eine Bildung gab, die Dich erfreute, wie habe ich meine Locken geliebt, seit Deine Küsse sie weihten, seit Deine Freudenthränen sie gleich

funkelnden, unvergänglichen Perlen geziert! — Ich hätte schön sein mögen, wie kein anderes Weib der Erde, alle großen und guten Eigenschaften habe ich mir vom Himmel erfleht, um Dich beglücken und durch Deine Freude beseligt werden zu können. Und jetzt? Jetzt sind es diese Vorzüge, welche den Grafen E.. bewogen haben, abermals um meine Hand zu werben für seinen Sohn, obschon er weiß, daß ich mich Dir verlobte. Das war es, was ich Dir neulich zu sagen nicht den Muth gefunden habe.

Der Graf ist seit einem Monate hier, der Sohn seit einer Woche. Der Gedanke an die Gefangenschaft, die Dich nur zu sicher bedroht, muß sie ermuthigt, die Mißstimmung meiner Eltern gegen Dich, sie endlich zu dem Aussprechen ihres unglückseligen Verlangens bestimmt haben. Sie sind nur zu beifällig gehört worden. Erlaß mir das Nähere, und urtheile nicht zu hart über die Eltern. Sie haben in einer ohne Liebe ge-

schlossenen Ehe, zufällig das Glück ihres Lebens gefunden; sie kennen die Liebe nicht.

Weder meine Bitten und Betheuerungen, noch meine Thränen, haben bisher die Entfernung der Grafen zu bewirken vermocht. Sie kommen täglich zu uns, und so sehr ich ihnen ausweiche, kann ich nicht immer vermeiden sie zu sehen. Fern von Dir, muß ich es dulden, daß der Verhaßte mich lobpreißt, daß er liebefordernd in die Augen blickt, die Dich rastlos suchen, und weinen, wenn sie Dich nie finden; daß er die Hände küßt, die ich oft in bitterer Verzweiflung ringe, weil Du, mein Edmund, mir so unerreichbar bist. Wie neide ich dann die Weiber des Orients, die nur das Auge des Geliebten sieht, die geschützt sind vor der Entweihung jedes fremden Liebebegehrens!

Am wohlsten fühle ich mich im Umgange mit der Familie unseres Wirthes, deren schlichte, treuherzige Weise mir täglich ehrwürdiger und lieber wird. Es ist mir ein Kultus, das Walten dieser

Hausfrau zu sehen, von deren stiller, ruhiger Thätigkeit ich oft beschämt und gedemüthigt auf mich selbst zurückblicke. Klug, gut, immer vorsorglich für Andere, geht sie geräuschlos in dem großen Hauswesen umher, und nur die Ordnung, das Gedeihen, welche überall sichtbar werden, verrathen ihr segensreiches Wirken. Nie habe ich an ihr eine Hast bemerkt. Sie ist der Schutzgeist ihres Hauses, ohne für sich irgend eine Anerkennung zu begehren. Ich möchte Jakobinen gleichen oder dieser Frau, daß ich Ruhe und Frieden mit mir hätte wie sie.

Gestern hatte ich mit ihr und ihrem Sohne vor der Thüre gesessen, während meine Eltern mit dem alten Grafen ihr gewohntes Whist spielten. Graf Robert, der Sohn, machte mit Freunden einen Ausflug in's Oberland. Frau Steiger erzählte uns die rührende Geschichte ihrer langen Liebe, sprach von ihrer Heirath, von den mancherlei Trübsalen, die sie erlebt hatte, und von

den Hoffnungen für ihr späteres Alter. Dann ging sie an ihre Geschäfte und ließ mich mit Konrad allein. Er war sehr schweigsam. Da ich von der Mutter wußte, daß er verlobt, und, wie sie sagte, durch Grillen verstimmt sei gegen seine Braut, hoffte ich ihn und mich zu zerstreuen, indem ich ihm vorschlug, einen Spaziergang nach der Aarinsel zu machen, wohin wir Abends oftmals gehen.

Erinnerst Du Dich des lieblichen Ortes? Gleich neben der Brücke in Aarweiler geht man durch das Portal eines Hauses über ein enges Gehöfft zu einer zweiten Brücke, und befindet sich auf einem der anmuthigsten Plätze dieses Thales. Uralte Wallnußbäume von reichem Epheugerank bis in die Gipfel eng umwebt, wachsen aus üppigem Wiesengrunde hervor. Das schäumende, dunkelgrüne Wasser der Aar schießt pfeilschnell an der kleinen Halbinsel vorüber, es schaukelt tändelnd die Zweige einzelner Bäume, die sich tief zum

Strome hinabgeneigt haben, als zöge sie Sehnsucht zu ihm. Noch nie habe ich auf der Insel einen der fremden Bewohner Interlackens gesehen, und Abends, wenn die fischenden Knaben den Platz verlassen, herrscht hier eine tiefe, friedensvolle Stille.

Gestern ward der Zauber der Gegend durch ein helles, weiches Mondlicht noch erhöht. Ich blickte um mich her mit jener genießenden Ruhe, mit der man ein geliebtes Menschengesicht betrachtet. Man kennt jeden Zug, jede Miene desselben, und doch wird man nie müde, es in süßer Rührung immer und immer wieder anzuschauen, weil es so schön ist und weil man es so zärtlich liebt. Ach, Edmund! wann halte ich wieder Dein geliebtes, edles Haupt in meinen Armen? wann ruhe ich endlich aus an Deinem Herzen, in der schweigenden Wonne des Glückes?

Aber zum erstenmale verfehlte diese Gegend auf mich ihre erheiternde Wirkung. Ich wollte

meine Sorge vergessen, den guten, immer so theilnehmenden Konrad unterhalten, und konnte das Wort, den Ton dafür nicht finden. Plötzlich fuhr Konrad aus seinem Sinnen empor und fragte mich »Ist man gezwungen, sein Versprechen zu erfüllen, wenn man es gegeben hat, ehe man sich noch kannte? ein Wort zu halten, dessen Erfüllung das Unglück unseres Lebens machen würde?«

Er beschwor mich, ihm die Wahrheit zu sagen, er wollte wissen, wie Du in gleichem Falle handeln würdest. Ich konnte nicht zweifeln, daß er seiner Verlobung gedachte, und da ich die Wünsche der Mutter kannte, die für seine Heirath sind, da ich die traurigen Briefe seiner armen Braut an Gretchen oft gelesen hatte, fehlte mir der Muth, ihm zur Selbstbefreiung anzurathen. Dennoch wagte ich nicht, ihm zu sagen: »opfern Sie dem Irrthume Ihrer Vergangenheit die ganze Zukunft, dem Irrthume eines Augenblicks ein langes Leben!« Wer darf auch Rath ertheilen wollen, wo nur

das eigenste Bedürfniß des Menschen entscheiden, wo nur das Gefühl der unbedingtesten Nothwendigkeit gefolgt zu haben, Beruhigung zu geben im Stande ist.

»Beten Sie um Kraft, das Rechte zu thun,« sagte ich endlich, und beneidete ihm das Glück, noch beten zu können; denn die Selbstständigkeit des auf sich allein beruhenden Menschen ist, ich habe es erfahren, schwer in solchen Stunden. Wir kehrten von der Insel noch trauriger heim, als wir gewesen waren.

Daß ich jetzt beten könnte für Dein Wohl und hoffen auf Erhörung! Wie tröstlich wäre mir heute diese fromme Täuschung. Schlafe wohl und träume von mir.

12.

Marianne an Konrad!

Grindelwald.

Liebster Konrad! Du bist neulich so plötzlich verschwunden und hast dann von Interlacken dem Kreuzwirthe das Briefchen mit hinaufgegeben, in dem Du sagst, Du würdest schreiben, weshalb Du hättest gehen müssen, und würdest wiederkommen. Aber Du hast nicht geschrieben und bist auch nicht gekommen. Was soll ich davon denken?

Lieber Konrad! nun ist obenein in dieser Woche eine große Gesellschaft hier oben gewesen, darunter ein Graf, der mir gesagt hat: »Steiger's

Gretchen aus Unterseen läßt Dich grüßen.« Den habe ich gefragt, ob er Dich nicht auch kenne, und ob Du mich nicht auch grüßen ließest? Und er hat mir versichert, er kenne Dich allerdings, aber Du hättest keinen Gruß geschickt. Du wirst es wohl nicht gewußt haben, daß er zu uns hinauf gegangen ist.

Und was bedeutet das, daß der Graf mir sagte: »der Konrad, nach dem Du fragst, der macht den Kammerdiener einer vornehmen Dame, die ihm Dressur giebt, der kommt so bald nicht zu Dir.« Lieber Konrad! was heißt denn das Alles?

Ich habe so viel Gram, und dabei soll man freundlich sein und den Gästen nie ein trauriges Gesicht machen!

Schreibe mir bald lieber Konrad, und sei der alte, gute Konrad wieder, damit ich es der Mutter sagen kann, die böse ist, und immer behauptet, sie sähe es vor ihren sehenden Augen, Du

würdest mir die Schande anthun, mich nicht zu heirathen. Ich vertheidige Dich immerfort, denn es kann ja nicht sein, Du kannst ja nicht so handeln wie der Peter aus Rosenlaui, um den die Katharine sich zu Tode gehärmt hat.

Wann reist denn die polnische Herrschaft ab, die bei Euch wohnt? Schreibe mir es doch gleich, und grüße die Eltern und Gritli von Deiner treuen Braut.

13.

Konrad an Rudolf von Stauffer.

Ließ den Brief Mariannens, den ich vor zwei Stunden erhalten habe. Er ist der Brandfunke, der die Flamme angezündet hat. Diese Flamme wird mich vernichten.

Es ist wahr, Alles wahr, Rudolf! aber ich habe es nicht geahnt. Ich sehe keinen Ausweg als die Flucht.

Das klingt verworren, und doch ist die Sache sehr einfach, sehr gewöhnlich, Bester! Ich liebe Mathilde, die Braut eines Andern, ein Mädchen,

das so hoch, so unerreichbar fern über mir steht, als die Sterne über unserm Haupte.

Mit Todesschmerzen in der Brust habe ich seit Wochen ihre sehnsüchtigen Klagen um den fernen Geliebten angehört und, ward die Qual mir zu groß, mich eingewiegt in Selbstbetrug. Ich weiß es jetzt, ich liebe sie. Ich liebe sie, wie man die Luft liebt, die man athmen muß, wenn man nicht sterben soll! — Und ein Mensch wagt es zu sagen, ich mache ihren Kammerdiener und sie gäbe mir Dressur!

Fühlst Du, wie das in meinem Hirne brennt?

Ich eilte hin zu ihm, ich wollte ihm Mariannens Brief zeigen, ihn zur Rechenschaft ziehen. Ich war an seiner Thüre, ich verlangte ihn zu sprechen. Der Diener sagte mir, der Herr Graf dinire mit dem Fürsten von G., und kehre nicht mehr heim, da er gleich nach der Mahlzeit mit seiner Durchlaucht nach Chamouni abreise, das Gepäck sei schon dorthin gebracht.

Ich ging nach der Aarinsel, ich warf mich nieder auf die Bank, auf der ich so oft gesessen an ihrer Seite. Ich malte mir mein Begegnen mit dem Grafen aus, mein Herz erbebte vor meiner Ohnmacht. Er würde lachen, suchte ich ihn bei seinem fürstlichen Freunde auf, ihm Mariannes Brief zu zeigen. »Was kümmert mich Ihr Leid und das Leid eines Wirthshausmädchens!« würde er mir antworten. »Die Kleine hat mich gut bedient, ich habe ihr ein gutes Trinkgeld gegeben und damit ist die Sache abgethan.« — Und wenn ich Genugthuung verlangte für den Schimpf, den er mir zugefügt, so würde der vornehme, gräfliche Legationsrath, der Lüstling, dem hier jedes Bauern Weib ausweicht, weil er dreist ist und frech, der würde den Bauernsohn, den armen Studenten, der von ihm Genugthuung zu fordern wagte, für einen Tollhäusler halten und ihn fortweisen lassen durch seine Dienerschaft.

Aber was soll ich denn thun? wie soll ich dem Menschen entgegentreten, der täglich die Schwelle meines Vaterhauses überschreitet, täglich in meiner Gegenwart Mathilden nahen darf, der die Hände küßt, die nur zu berühren mir Seligkeit wäre? Ich habe Dir oft gesagt, ich begreife den Meuchelmord nicht. Jetzt verstehe ich es, wie man mordet aus Rache, aus tödtlichem Haß, wo man, so tief beleidigt, nicht Genugthuung erhält.

Siehst Du es nun, Rudolf! was ich Dir oft gesagt habe, daß dem armen, von niederer Herkunft Gebornen selbst der Segen geistiger Bildung zum Fluche wird in unserer, nur für die Reichen und Vornehmen eingerichteten Welt! Ich fühle mich dem Grafen gleich an Wissen, ich darf mich besser achten als den Weltverdorbenen, und er nennt mich einen Kammerdiener, der dressirt wird, während mein Leben seine einzige, erste und ewig schönste Blüthe treibt.

Und Mathilde? Sie vertraut mir, weil sie es nicht für möglich hält, daß der arme, unbedeutende Sohn ihres Wirthes sein Auge erheben könne bis zu ihr. Daher die Freiheit des täglichen Verkehrs, die mein Herz erfüllte mit so frohem Selbstgefühle! Doch nein, ich mag's nicht glauben! Mathilde ist nicht stolz, nicht hart wie alle Andern, sie würde Mitleid fühlen, läse sie in meinem Herzen. Sie soll sich meiner nie zu schämen haben, sie soll den Mann einst achten lernen, dem sie als Jüngling das Ideal des Lebens geworden ist.

Ich werde arbeiten, streben mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht, nach Rang, nach Ehre. Ich will nicht der unbekannte Dorfarzt bleiben, der den Hut in der Hand, demüthig und verlegen dasteht vor dem reichen Kranken. Wenn ich es dahin brächte, daß mein Name genannt würde in der Welt, wenn ich jemals diesen Grafen vor mir sehen könnte, Hülfe begehrend von mir, und

es hinge von mir ab, ob ich sie gewähren wollte! Und wenn ich dann Mathilde wiederfände, ein geehrter, geachteter Mann, und ich könnte ihr sagen: »ich habe Dich einst so sehr geliebt, ich habe so viel um Dich gelitten und Du hast es nicht gewußt; um Deinetwillen habe ich gestrebt, durch Dich bin ich geworden, was ich bin!« — Rudolf! Rudolf! ich muß dies Ziel erreichen! — Wüßte ich nur, ob ich Mathilde mehr liebe oder ihn mehr hasse.

Da höre ich ihre Stimme, sie spricht mit meiner Mutter. Wie sanft klagend klingen die Worte dieses gottgeliebten Engels! Sie fragt nach der Ankunft der Post. Könnte ich ihr endlich die ersehnte Antwort jenes Edmund bringen, den sie liebt, wie ich sie liebe. — Nein! nein! so kann sie ihn nicht lieben, denn sie ist nicht hoffnungslos wie ich, dessen Seele sich vor ihr beugt, wie vor einem Himmelsboten. —

Daß ein Kammerdiener dies zu denken wagt, während man ihn dressirt!

Ich kann noch nicht darüber hinweg! Lebe wohl!

14.

Edmund an Mathilde.

Je länger unsere Gefangenschaft dauert, je dringender fühle ich das Bedürfniß, mich strengen, ernsten Studien zu überlassen, daher habe ich seit den letzten Wochen mich ausschließlich der Geschichte zugewendet, die wir immer noch zu wenig in ihrem großen Zusammenhange als Entwicklungsproceß der Menschheit betrachten. Nicht an Wissen hat es uns gefehlt, sondern an psychologischem Schauen. Alle Erhebungen unseres Vaterlandes, alle Versuche zur Befreiung von der

Tyrannei sind daran gescheitert, daß wir von dem schwer gedrückten, lang geknechteten Volke Kraftanstrengungen gefordert haben zu seiner Befreiung, ehe wir ihm die Nahrung gegeben hatten, welche ihm allein Kraft verleihen konnte: »den Begriff des Rechtes, den Glauben an den Werth der Freiheit!« Wir sind immer unterlegen, weil bisher nur einzelne Klassen des Volkes wußten, wofür sie kämpften, während die große Menge, von einer augenblicklichen Erregung fortgerissen, den Führern halb bewußtlos folgte bis zur entscheidenden Stunde der Gefahr, um sie dann angstvoll zu verlassen. Geistig todte Massen sind durch größere Massen zu besiegen; mächtig, unüberwindlich ist allein das Volk, dessen Krieger ein Ideal im Geiste tragen, für das sie leben und für das sie sterben wollen.

Mit wahrer Erhebung blicke ich jetzt, während ich die Geschichte Englands studire, auf die Kämpfer, welche dort einst Cromwell der Unter-

drückung entgegen zu führen hatte. Diese Männer, obschon begeistert für ein Dogma, dessen finstere Asceſe einen traurigen Irrthum enthielt, waren Helden, Mann für Mann, in ihrer fanatischen Unerbittlichkeit, in ihrem felsenfesten Selbstvertrauen, in ihrem sittlichen Zorne gegen ihre Unterdrücker, in ihrer vor keinem Nothwendigen zurückschaudernden Konsequenz. Bis einst die Freiheit das Ideal, die Religion des Volkes geworden ist, wird es seine Knechtschaft immer nur für Augenblicke abwerfen, um in träger Stumpfheit aufs Neue darin zu versinken.

Mit der Ueberzeugung, daß wir bisher einen falschen Weg gewählt haben, um an das rechte Ziel zu kommen, beginnt eine neue Lebensepoche für mich nach dem Aufhören dieser Gefangenschaft. Unsere persönliche Zukunft wird dadurch eine ruhigere und bald eine beglückendere für uns werden, meine theuere Mathilde!

Mein bisheriges Wanderleben hat sein Ende

erreicht, ich erkenne die Nutzlosigkeit desselben und beklage die Zeit, die ich im Dienste unserer Propaganda aufgewendet habe. Polen kann nicht frei werden durch den Beistand von Nationen, die unfrei sind im eigenen Vaterlande. Nicht von oben herab, nicht von außen her, kommt die Freiheit in das Volk. Es muß sie selbst erzeugen, sie Wurzel schlagen und wachsen lassen in sich, bis sie allmächtig, durch die eigene Kraft und Größe die Bande sprengt, mit denen man sie niederhielt; und wie einst das römische Reich stürzte mit dem Glauben an die alten Götter, so wird alle und jede Knechtschaft auf Erden unmöglich werden vor dem neuen Glauben, dem Glauben des Menschen an den Gott in sich selbst.

Volkserziehung ist die Saat der Freiheit. Jeder soll sie säen in seinem Kreise. Niemand soll sich fragen: »werde ich die Saat aufgehen sehen und mitgenießen von der reifen Frucht beim Fest der Ernte?« Zu leben mitten unter unseren

Landsleuten, für sie zu sorgen, sie zu bilden, das wird zunächst die Aufgabe jedes Mannes sein, der es ehrlich mit der Freiheit, ehrlich meint mit seinem Volke.

Da kommen zwei Deiner lieben Briefe mit einemmale und führen mich zu Dir. Wer weiß es, welcher Zufall sie mir so lange vorenthielt, in Tagen, in denen ich sie recht nöthig gehabt hätte, denn ich bin krank gewesen, liebes Herz!

Wie süß klingt mir die Sprache Deiner Liebe selbst in ihren Zweifeln! wie hold mahnt mich der rothe Wiederschein des Sonnenunterganges, der auf die Blätter vor mir fällt und das Papier Deiner Briefe mit heller Rosenfarbe überzieht, an jene Stunde, in der ich einmal in Deinem Zimmer vor Dir kniete im letzten Tageslicht. Wie durch goldene Schleier strahlte das Abendroth durch Deine langen Locken, das Dich, meine schöne Mathilde! mit der Glorie umgab, die Dir gebührte. O!. daß mir jetzt Dein Bild erschiene

auf dem letzten Glühen des Tages, daß ich Dich herzaubern könnte zu mir, um Dir zu sagen, was ich Dir Zärtliches und Scheltendes zu sagen habe, als Antwort auf Deine lieben Briefe. Es ist dunkel, ich muß enden, morgen mehr, Du holdes, liebes Weib!

Morgens.

Das ewig Weibliche zieht uns hinan! das hat mich auch Dir, meine Mathilde, zu eigen gemacht und mich Dir unauflöslich verbunden. So oft Du Dich auch anklagst und Dir selbst ein Räthsel scheinst, mir bist Du es nicht.

Geistig und körperlich voll und schön erblüht, so lernte ich Dich kennen. Wäre es mir damals vergönnt gewesen, Dich in die friedliche Umgebung beglückender Häuslichkeit zu führen, so wären Dir die Kämpfe, der Zwiespalt Deines Wesens erspart geblieben, die Dich jetzt oft unsicher über Dich selbst machen. Als Gattin, als Mut-

ter hätteſt Du in der Liebe die Erfüllung des weiblichen Berufes gefunden und einſehen lernen, daß die Vollendung der Menſchennatur der Beſchränkung eines feſten Zieles bedarf, Du wäreſt ruhig und glücklich geworden durch wirkſame Liebe.

Dies war Dir nicht beſtimmt. Wir wurden bald getrennt, und alle jene Gewalten, welche die Liebe in der geſunden Menſchennatur erwachen läßt, wurden in Dir zu träger Ruhe, zu raſtloſem Sehnen verdammt. Sie ſind das Element, das Du ſo oft ein wildes, wogendes Meer in Dir genannt haſt.

Du glaubſt, Mathilde! Du müßteſt die Welt in einem Gedanken erfaſſen, Du glaubſt unglücklich zu ſein, weil Du dies nicht vermagſt? Täuſche Dich nicht, Geliebte! Dies Bedürfniß liegt nicht als Nothwendigkeit in der Natur des Weibes, wenn ſeiner Liebefähigkeit, ſeiner angebornen Thätigkeit das rechte Feld eröffnet wird. Je reicher

das Wesen einer Frau, um so weniger ist sie für unthätige Liebe geschaffen, je schwerer leidet sie darunter. Ich sehe es mitleidend nur zu sehr an Dir. Ruhe würde Dir werden in der Arbeit an dem eigenen Heerde, Glück in meinen Armen, und die höchste Erkenntniß, die dem Menschen vergönnt ist, in dem auftauchenden Bewußtsein Deines ersten Kindes.

Aber wähne deshalb nicht, Mathilde! daß ich damit Deiner Persönlichkeit, wie sie sich jetzt durch den Einfluß der Verhältnisse entwickelt hat, nicht ihr volles Recht zugestehe; ich fordre im Gegentheil von Dir, für Dich selbst unablässiges Fortschreiten in freier, geistiger Thätigkeit. Vielleicht ist die Frau die Glücklichere, der es gegeben ist, ohne Nachdenken, ohne lange Wahl, durch die Gunst der Umstände, die rechte Stelle für sich in der Welt bereit zu finden. Diejenigen aber, denen das Loos fiel, suchen, prüfen und wählen zu müssen, müssen durch den Weg des Zweifels

zur Erkenntniß der Wahrheit gehen, und mit Bewußtsein erfüllen, was die sorglosen Kinder des Glückes instinktmäßig thun.

Sei also nicht unzufrieden mit Dir, Geliebteste, wenn die sanfte Oberländerin Dir in ihrem häuslichen Walten so ehrwürdig erscheint. Du wirst werden wie sie, und mehr als sie, wenn Du, gleich ihr, Deinen wahren Beruf gefunden und erfüllt haben wirst.

Bis dahin schwärme nur fort, mein Mädchen! Die Welt ist so schön, das Leben so reich, daß, was Du auch davon in Dir aufzunehmen trachtest, immer die Mühe des Strebens belohnen wird.

Nur vor einer Schwäche möchte ich Dich warnen, so sehr sie mich persönlich beglückt. Du überschätzest mich aus Liebe, und — vergieb, daß ich es Dir sage, aber wer soll Dir wahr sein, wenn nicht ich? — Du rechnest Dir die Treue zu hoch an, mit der Du mein Andenken in Dir bewahrst. Das ist ja das Natürlichste von der

Welt, Mathilde! dafür danke ich Dir nicht, das muß so sein.

Mißverstehe mich nicht, Mathilde! ich will Dich nicht betrüben, ich wünsche nur, Dir einen wahren Maßstab für Deine Empfindungen zu geben.

Du hast es einmal so schön in einem Deiner Briefe ausgesprochen: »Die Tugend und Sittlichkeit einer Frau beruhen in der Treue, mit der sie an der erwählten Liebe festhält.« Aber daß, seit Du mich liebst, nie ein anderes Bild in Deine Seele gedrungen ist, als das Meine, das, meine Mathilde, ist ein glücklicher Zufall; und ich würde nicht weniger fest auf Deine Liebe bauen, wüßte ich, daß eine Zeit hindurch Dich ein anderer Mann lebhaft beschäftigt hätte.

Darum muß ich lächeln über Deine Eifersucht gegen das Andenken meiner armen, schönen Jakobine! Thörichtes, thörichtes Lieb! wie kann Dich dies verstimmen? Ja freilich habe ich sie

geliebt, mit dem ganzen Feuer der Jugend, aber was hat das gemein mit meiner Liebe für Dich? Der Grund, in dem eine wahre Liebe wie die unsere erwächst, ist so tief und sicher, daß die Wurzel derselben nicht berührt werden können, wenn ein Windhauch die Zweige durchsäuselt. Unbeweglich starr ist nur das Todte. Schwankt doch selbst die Magnetnadel unter dem Einfluß der Tropen, die so unwandelbar nach ihrem Nordpol zeigt. Stärker, unwandelbarer als der Magnet braucht kein Liebender zu sein.

Ich werde nie irre werden an Dir, gieb auch Du Dich nicht den Zweifeln hin, die unserer Liebe nicht angehören können. Sei muthig, genieße die Natur, freue Dich mit würdigen Menschen, und wenn Dir ein Mann gefällt, wird es mir lieb sein — nur besser als ich darf er Dir nicht gefallen.

Abends.

Ich sehe den Brief durch, der heute noch abgehen soll, und finde es nöthig, Dich über meine Krankheit zu beruhigen, da ich ihrer erwähnte. Sie ist vorüber, war aber peinlich genug. Die weißen Wände der Zelle, von denen das Sonnenlicht gar zu blendend wiederstrahlte, haben meine Augen angegriffen. Ich fühlte einen leisen Schmerz in der Stirne, der sich jedoch bald vermehrte und, von den Augennerven ausgehend, den ganzen Kopf erfaßte, so daß ich keines klaren Denkens, keiner Beschäftigung fähig, die Tage in peinlicher Wüstheit verbrachte. Meine Bitte, mich aus der Zelle in eine der Krankenstuben zu versetzen, die, wenn auch durch eiserne Gitter, doch die Aussicht in's Freie gestatten, blieb unbeachtet. Und doch fühlte ich, das bloße Anschauen verschiedener, wirklich vorhandener Gegenstände, der Blick auf einen Baum, der Blick

in die Ferne, in das Blau des Himmels, müsse mir helfen, mir Linderung sein, nachdem mein Auge Monate hindurch nur diese fleckenlose, weiße Wand gesehen hatte.

Ich beneidete den Gefangenen, der jemals in einer schon vor ihm bewohnten Zelle gesessen, wenn er dort die Inschriften, die Namen und die in Kohle gezeichneten Figuren an den Mauren eines altersgrauen Kerkers zu entziffern hatte. Ich empfand diese todten Wände wie eine furchtbare Qual. Kein Stäubchen, keine Spinne, kein Ruhepunkt für das Auge, Nichts, als dies starre, sonnenglänzende Weiß des Kalkes. So gingen mir acht Tage hin. Wenn die Sonne durch das geöffnete Fenster schien, marterte mich das grelle Licht; schloß man das Fenster, so steigerte sich in diesen schwülen Tagen die Hitze der Zelle bis zum Unerträglichen. Dann spielten wieder die Sonnenstrahlen durch das schuppige Fensterglas in bunten Reflexen gebrochen, viel-

farbig, rastlos flimmernd an den Wänden, daß meine überreizte Phantasie Gestalten zu sehen wähnte, die sich wie Nebelbilder in einander auflösten, ohne daß ich sie festzuhalten oder zu verscheuchen fähig gewesen wäre. Jeder Versuch zu lesen, fest zu denken, erhöhte die Nerventhätigkeit und mit ihr die wilden Fieberphantasien, bis die Dämmerung ihre Schatten ausbreitete, und mir Ruhe gab. Dann erst tauchte Dein Bild vor mir auf in seiner sanften Schönheit, das ich am Tage mit der größten Anstrengung nicht in mir zu erzeugen vermochte, und Dein gedenkend schlief ich ermattet ein, bis der erste Strahl der Sonne mich zu neuen Leiden weckte.

Endlich erlangte ich die Versetzung nach den Krankenzimmern, und hier erst entschloß ich mich, die Mittel anzuwenden, die der Arzt mir anrieth, obschon ich fühlte, daß sie unnütz sein würden. Der erste Blick in's Freie hatte mich geheilt.

Der Brief muß fort, soll er Dir auf dem

gewohnten, ſichern Wege zugeſtellt werden. Ich ſchließe alſo.

Meine Geſundheit iſt hergeſtellt, ich genieße aber noch für eine Woche die Gunſt des Krankenzimmers, und dann beginnen die öffentlichen Verhandlungen, welche mehr Abwechslung in mein Leben bringen, und uns, ich hoffe es, bald einander wiedergeben werden.

Lebe wohl denn für heute!

15.

Mathilde an Edmund.

Du bist krank gewesen, mein Edmund! und ich war fern von Dir? Du hast mich ersehnt, und ich bin nicht gekommen. Ist das denn möglich?

Und ich klagte Dein Schweigen an, ich zürnte Dir aus ungenügsamer Liebe, ich machte Dir Kummer, während Du Freude und Erheiterung brauchtest. Vergieb mir, mein Edmund! und glaube, daß mein Gefühl mir die härtesten Vorwürfe macht. Ich will froh sein, muthig und stark, wenn Du mich liebst, wenn Du nur an

mich glaubst; alle Eifersucht will ich für immer verbannen, aber sprich nicht in so leichten Worten von der Liebe, als Du es thust.

Wenn ich, Deine Briefe überdenkend, bisweilen am Fenster sitze, und mein Auge diese fremde Welt anstaunt, dann betrachte ich oft unwillkürlich die wunderlichen Launen der Wolken und das neckische Spiel, das sie mit den Bergen treiben. Und was lerne ich Alles von den klugen Wolken! Die verstehen die wahre Koketterie, und sind ernsthaft und heiter, schmollend und zärtlich so gut als ich.

Sie haben den mächtigen Felsen lieb, die Wolken, sie ruhen gern an seiner Brust, und es sieht aus, als wäre es auch dem schönen Herrn gar wohl in ihren Armen Kaum aber sind sie beisammen und ein Sonnenstrahl winkt, da drehen die flatterhaften Wolken gleich die Köpfe nach dem Sonengotte um, und der Berg empfindet es, daß sie schwanken, wohin sie sich wenden

sollen. Nun wird ihm bange. Er rafft sein ganzes inneres Feuer zusammen, er glüht wie der Sonnengott selbst. Er will die Wolken nicht von sich lassen, und so gleichgültig er that, als er sie an seinem Herzen wußte, so unruhig ringt er jetzt danach, sie festzuhalten.

Nun ist er warm, nun ist er glänzend und anziehend, aber die Wolken wollen Nichts mehr von ihm hören. Der Sonnengott ist gar nicht philosophisch und nicht unergründlich tief, wie solch ein gelehrter, uralter Berg. Er lacht in goldener Schönheit von früh bis spät, er zweifelt nicht an dem Herzen der Geliebten, er experimentirt und docirt nicht wie Du, mit einem warmen, treuen Herzen.

O! nun habe ich mein schönes Gleichniß umgeworfen, aber was thut das auch?

Ich liebe Dich, mein Edmund! ich bin Dir nicht böse, wenn schon Du mir sehr wehe gethan hast. Wäre ich nicht so in Sorgen um Dich,

wäre ich nicht trostlos über Deine Krankheit, dann würde ich Dir zürnen.

So ruhig ist Dein Herz, daß Du mit Heiterkeit die Vorstellung in Dir durchdenkest, ich könnte einen Andern lieben? So gleichgültig macht Dich die Sicherheit des Besitzes? — Du könntest mich noch lieben, auch wenn ich treulos wäre?

Edmund! dafür danke ich Dir nicht. Das ist Mißachtung meines Herzens, Mißachtung der Liebe des Weibes. Lernet es doch einmal begreifen, Ihr unerträglich stolzen Männer! daß Ihr grenzenlos lieben, daß Ihr das Herz einer Frau wie ein heiliges Gut betrachten müsset, von dem Ihr nicht den kleinsten Theil vergeuden dürft, das Ihr ganz und mit dem Bewußtsein des Glücks besitzen müßt, wenn Ihr überhaupt verdienen sollt, es zu besitzen.

Predige den Socialismus so viel Du magst, theile Hab und Gut, geistigen und leiblichen

Besitz mit der Menschheit, nur mein Herz behalte Du allein, als unumschränkter Herr. Dir gehört es, Niemand hat ein Recht daran als Du.

Oft habe ich mich darüber betrübt, mir Vorwürfe gemacht, daß die Liebe zu Dir mich erkaltet hat gegen Alles, was ich sonst geliebt. Es giebt kein Verhältniß in der Welt, kein Band, das mich fesseln könnte gegen Deinen Willen. Ich habe aufgehört selbstständig zu sein, zu empfinden, ich existire nur in Dir, und — »Du würdest nicht weniger fest auf mich bauen, wenn mich eine Zeitlang ein anderer Mann lebhaft beschäftigt hätte.« —

Das unglückselige Wort wird nicht aus meiner Seele weichen. Ich werfe mein ganzes Sein, mein ganzes Leben vor dem Altar eines Gottes nieder, der es gleichgültig einem Andern überläßt!

Ich muß es dulden, wenn Du mir sagst, es gäbe keine Treue, Du könntest nicht unwandelbar

sein, da selbst der Magnet in der Gluth des Südens schwanke. So hart es ist, ich muß es dulden. Aber fühlst Du die schmerzliche Kränkung nicht, die Du mir zufügst, wenn Du an mir zweifelst, und leichtfertig über meine Liebe scherzest? Fühlst Du nicht, daß die Liebe diejenige erheben muß, die sich in tiefster Demuth vor ihr niederwirft? Wie darf ich es mir vergeben, Dich so ausschließlich anzubeten, wenn Dir diese Liebe nicht unentbehrlich ist, wenn es Dir gleichgültig scheint, daß ich einen Andern liebe?

Ich wollte nicht davon sprechen, ich wollte scherzen, denn Du bedarfst der Erheiterung. Du solltest nicht wissen, wie weh Du mir gethan hast. So zornig war ich, daß ich Dir den Triumph mißgönnte, den dieser Schmerz verrieth. Aber mit blutendem Herzen kann ich nicht tändeln, und ich kann auch nicht heucheln. Ich vermag es am wenigsten Dir gegenüber — darum höre ich zu schreiben auf.

Behüte Dich Gott! möchtest Du so wohl sein, als ich es wünsche, wenn Du dieses Blatt erhältst, und heiterer, als ich es seit dem Empfange Deines Briefes gewesen bin.

16.

Mathilde an Edmund.

Mein lieber, mein theurer Edmund! kaum zwei Stunden sind es her, daß ich den Brief an Dich abgesendet habe, und schon fange ich den nächsten an. Aber wie soll ich schreiben, da ich voller Schaam das Gesicht in meinen Händen verberge?

Ich bin nicht gut gewesen, ich war ein thörichtes Geschöpf! Nicht wahr, Du bereuest es, so offen und einfach die Wahrheit geschrieben zu haben, weil ich Dich dennoch mißverstehen konnte?

Da siehst Du es nun, wie ich viel weniger bin, als Deine Liebe glaubte, wie ich so tief unter Dir stehe. Wie schmerzlich wird die Ueberzeugung für Dich sein.

Vergieb mir meine Heftigkeit, meinen ungerechten Zorn! Sieh nur, mein geliebter Freund! ich kniee vor Dir, wie ich oftmals in meinem Zimmer vor Dir kniete, im Fenster hinter der Gardine, auf dem kleinen Bänkchen vor dem Lehnstuhl. Dann reichte ich mit dem Kopfe gerade bis an Deine Schultern, bis an Deine Lippen; und an Deiner lieben Brust berge ich mein Gesicht, schlinge meine Arme um Deinen Nacken, und wenn Du mit mir schmälen willst, dann richte ich den Kopf auf und verschließe mit einem Kusse den Mund, der nie im Leben wieder ein böses Wort gegen seine Mathilde aussprechen soll.

Ach! Du weißt nicht, wie das ganze Dasein einer Frau aufgeht in einer großen Liebe; Du weißt nicht, wie Alles davor versinkt. Ich sehe

mit Deinen Augen, ich empfinde durch Dich. Tugend, Pflicht, Ehre, alles Erhabene und Schöne, muß ich zurückführen können auf Dich, und so wenig die Welt ihre bisherige Gestalt behielte, wenn die Sonne, das belebende Licht, ihr entzogen würde, so wenig würde das Dasein noch Leben für mich heißen dürfen ohne Dich.

Glaube nicht, daß ich Dich damit zu meinen Gunsten bestechen wolle. Es soll Dir nur beweisen, mein theurer Freund! daß es unmöglich für mich ist, von einem andern Manne lebhaft beschäftigt zu werden, eine Neigung zu fühlen für einen Andern als für Dich.

Ich rechne mir das auch nicht als ein Verdienst an, ich danke nur dem Himmel, daß er Dich auf meinen Lebensweg schickte, daß wir uns fanden, und daß er mir das Glück einer ausschließlichen Liebe zu Theil werden ließ. Und dann, Bester! möchte ich Dich gern einsehen machen, wie weh Du mir thust, wenn Du an diesen

Grundpfeilern meines Daſein rüttelſt, wenn Du zweifelſt, wo ich in hoher Seligkeit fühle und in dieſer Seligkeit ſchwelge.

Denke meiner kindiſchen Eiferſucht nicht mehr. Du haſt Recht! die Seele iſt nicht unwandelbar. Wo iſt die Sicherheit hin, mit der ich Dich liebte, Dich beglücken zu können glaubte? Die ganze Ruhe meines Weſens, die Dir ſo werth war? Eine flammende, raſtloſe Leidenſchaft iſt an ihre Stelle getreten, die mich verzehrt und Dich peinigt. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr.

Ach, Edmund! liebe mich denn um der Erinnerung willen, liebe mich im Andenken an die Zeit, in der der Friede meiner Seele Dich erquickte. Habe Geduld, habe Nachſicht mit mir. Du liebſt das Vaterland, die Menſchheit, Dich intereſſirt die Wiſſenſchaft, Eure Männerherzen ſind weiter, umfaſſender, Euer Geiſt iſt ſtärker. Ich lebe nur noch in Dir, liebe mich denn, damit ich leben kann.

Unſere Abreiſe naht heran, und ich will, ehe

wir ſcheiden, eine Tour durch das Oberland machen. Da die Eltern beſorgt waren, mich allein gehen zu laſſen, wird Konrad mich begleiten. Sobald ich zurückgekehrt bin, in drei bis vier Tagen, ſchreibe ich Dir wieder.

17.

Konrad an Rudolf von Staufen.

Ich habe Tage des Glückes gelebt, wie ich nicht glaubte, daß sie Erdgebornen beschieden sind. Ich will suchen, sie auf diesem Blatte festzuhalten, damit ich sie in mir ewig wiederholen kann, wenn meine öde, düstre Zukunft des Lichtes entbehren wird. Und doch bedarf es des Schreibens nicht, denn ich werde diese Tage niemals, niemals vergessen, ich wiederhole sie nur in der Erinnerung, um mich ihrer auf's Neue zu erfreuen.

Mathilde! so muß ich den Engel wenigstens in diesen stummen Blättern nennen, weil mein Herz sie so ruft in den Augenblicken verzweifeltester Muthlosigkeit, in denen ich es fühle, daß ich das Ideal meines Lebens nur gefunden habe, um mich ewig rastlos danach zu sehnen, um es ewig zu entbehren. Vergebens sage ich mir dann, daß es genug ist, ein Ideal zu haben, zu wissen, daß es existirt, und zu ihm emporsehen zu können im Streben nach Vollendung — es tröstet, es beruhigt mich nicht mehr. Ich — — —

Aber ich wollte Dir erzählen, mein Rudolf! von meinem Glücke, nicht von meinem Schmerz. Mir selbst wollte ich es erzählen, damit ich daran glaube.

Mathilde war in großer Sorge gewesen um das Schicksal ihres Bräutigams; endlich erhielt sie Nachrichten, schrieb viel, weinte viel und ward dann ruhiger. Es ist schwer, sein Geliebtestes weinen zu sehen und nicht trösten zu können,

schwerer noch Thränen zu sehen, die ein Weib, das man anbetet, um einen Anderen vergießt.

Am Abend, nachdem Mathilde ihre Briefe abgeschickt hatte, wollte sie wieder auf unsere Insel gehen; ich schlug ihr vor, statt dessen einmal die Wiesenau zu besuchen, die sie noch nicht kannte. Sie willigte ein. Vor Unterseen biegt der Weg bald zur linken Seite ab und zieht sich in kleinen Windungen durch die Wiesen hin, in mäßiger Entfernung von den Ufern der Aar. Es hatte am Tage geregnet, ein feuchter Schmelz lag über dem großen Rugen, daß sich glänzende Regenbogenfarben bildeten über dem Grün seiner Wälder. Ich dachte, so legt sich farbenschillernd und wie ein Phantom flüchtig, der kurze, goldene Traum des Glückes über mein Dasein, und als der Regenbogen sich auflöste, da war mir es schon, als nähme Mathilde Abschied von mir, als zöge sie von dannen.

Der Regen hatte ein paar Tage gedauert,

die Wege waren schlüpfrig geworden, Mathilde glitt mehrmals aus. Ich wagte es nicht, ihr meinen Arm anzubieten und machte mir deshalb Vorwürfe, diese Straße gewählt zu haben, als sie plötzlich sagte: »Konrad! ist es gegen den Schweizerbrauch, daß man einem Mädchen den Arm giebt, wenn sie jeden Augenblick ausgleitet auf Ihrem Schweizererdreich?«

Hatte ich erst es nicht gewagt, ihr den Arm zu bieten, so mußte ich jetzt, wo ihr Arm in dem meinen ruhte, alle Kraft meiner Seele zusammennehmen, daß ich sie nicht umschlang und an mich preßte. Ich konnte kein Wort sprechen. Mathilde erzählte von ihrem Bräutigam, von ihrer Heimath, von ihrer Sehnsucht, den Bräutigam wiederzusehen. — Ich verstand eigentlich Nichts von Allem was sie sagte; ich wollte auch Nichts hören, was die Seligkeit dieser Minuten stören konnte.

Endlich forderte sie mich auf, ich solle ihr aus meiner Jugend erzählen. Ich that es. Ich sagte ihr, wie der Vater, gleich als ich geboren war, durch einen falschen Freund all das Seine verloren habe, wie ich aufgewachsen sei in bitterer Noth bis in mein zehntes Jahr. Ich erzählte ihr, wie ich im Winter in großer Kälte sehr weit bis in die Schule gegangen und dann heimgekehrt sei in ein Zimmer, dem es an Feuer und Licht gefehlt habe, um die Lektionen zu lernen. Wie ich in den Freistunden Boten gelaufen sei, und wie ich des Müllers Kinder gewartet hätte. Dann schilderte ich, wie nachher die Eltern wieder heraufgekommen sind, wie sie mich nach Thun in die Schule und dann nach Bern auf's Gymnasium geschickt haben. Daß ich Unterricht gegeben in Bern, schon von meinem vierzehnten Jahre ab, und daß ich durch die Vermittlung eines Professors die Freitische in den Familien bekommen hätte, das Alles erzählte ich

ihr, Gutes und Böses. Und der Engel hörte mir zu, hatte die Augen voller Thränen und sagte immer: »Ach! Gott! das war wohl recht schwer, lieber Konrad? wenn ich Ihnen dafür doch recht viel Liebes thun könnte, wenn Ihnen doch künftig recht viel Gutes begegnete!«

Ach! das Schönste, das Beste, begegnete mir ja jetzt, da sie ein Wort der Theilnahme für mich hatte, die Engelsmilde!

Und dann sprachen wir von meiner Verlobung mit Marianne, von meinem Schmerz, sie nicht mehr lieben zu können, und selbst das tödtliche Wort des Grafen verschwieg ich Mathilden nicht. Sie fuhr erschrocken zusammen, denn sie mochte wohl sehen, wie tief es mich getroffen hatte.

Wir waren gerade auf der Insel angelangt, auf der die Ruinen der Wiesenau sich befinden. Sie liegt am Ausfluß der Aar in den Thuner

See, am Fuße einer hohen Bergkette, die sich vom Sulek nach dem Riesen hinzieht. Raubritter haben die Burg in ferner Zeit gebaut, die Aar zu beherrschen; jetzt liegt sie in Trümmern Große Eichen und schlanke Birken wölben sich über den Zinnen; Epheu und Farrenkräuter schlingen sich durch die öden Fensterhöhlen und haben das Portal fast undurchdringlich gemacht. Ich führte Mathilde von der andern Seite hinauf zu einer kleinen Erhöhung, die der Schutt gebildet und das üppige Grün reich bedeckt hat. Sie war müde und wollte ein Wenig ruhen. Ich setzte mich zu ihren Füßen. Es war so still um uns her, als wäre die Welt längst nicht mehr von Menschen bewohnt. Ganz leise rauschte die Aar aus der Ferne; einzelne Grillen zirpten in unserer Nähe und melancholisch süß sang ein Finkenpärchen sein Abendlied. Die Zweige der Bäume neigten sich bebend und flüsternd zu einander; Epheuranken und Farrenkräuter wiegten sich langsam in dem

Gold der Abendsonne, das selbst in dem kleinen feuchten Kelch der Maaßliebchen wiederglänzte. Röthlicher Schein strahlte vom Niesen herüber und flammendes Gold in dem Gewölk zu unsern Häupten. Mathilde war wie von einer Glorie umwoben. Die Sonne war untergegangen, die stille, farbenmilde Ruhe der Dämmerung lagerte sich weich und duftig über die Natur.

Nach dem herben Schmerz, nach der Heftigkeit, mit der ich ihr die Nothwendigkeit meiner Trennung von Marianne, und das furchtbare Wort des Grafen erzählt hatte, war mir's, als sei meine Kraft gebrochen. Ein sanftes Gefühl von Auflösung, eine unaussprechliche Traumseligkeit kamen über mich, und ich hatte nur den Wunsch, in diesem Zustande süßen Glückes zu ihren Füßen zu ruhen fort und fort.

Mathildens Stimme erweckte mich aus dem Träumen. Sie gab mir die Hand und sagte; »Konrad! ich bin selbst Braut, ich weiß, wie man

seinen Bräutigam liebt, Sie dürfen Marianne nicht verlassen. Was kann das treue Kind dafür, daß Ihr Gesichtskreis weiter geworden ist? Stellen Sie Marianne neben sich, heben sie sie empor, dann wird sie weiter sehen; und vollends das Wort des Grafen ist keiner Beachtung würdig. Giebt denn fremdes Urtheil uns unsern Werth?« —

»Nein! aber es bestimmt unsere Stellung in der Welt! Sie selbst erschraken, Fräulein! als ich es Ihnen sagte, weil Sie — — nun weil Sie selbst in diesem Augenblicke fühlten, daß ich keine passende Gesellschaft für Sie sei, und daß Sie bessere haben könnten.«

»Können Sie mich so mißverstehen?« sagte sie, »nun so muß ich Ihnen wohl den deutlichsten Beweis des Gegentheils geben. Ich will das Oberland besuchen, wollen Sie mich auf der Tour begleiten? Ich nehme nur den Führer mit und wir verweilen bei Ihrer Braut. Wollen Sie das, Konrad? Meine Eltern werden am ruhig-

sten sein, wenn Sie mich unter Ihrem Schutze wissen.«

Ob ich es annahm! ob ich glückselig war! Wie ein verwandelter Mensch schritt ich an ihrer Seite nach Hause. Alle Schmach, alles Gefühl von Kränkung war von mir genommen, ich lebte wieder; — ich lebte eigentlich zum erstenmale!

Am Morgen wanderten wir fort. Mathilde trug ein dunkles Reisekleid, fast wie einen Reitrock gemacht, und einen kleinen Hut mit grünem Schleier. Sieh, Rudolf! auch das ist ein Reiz, der unsern Oberländerinnen abgeht. Es langweilt mich, daß ich weiß, Marianne trägt immer den faltigen dunkeln Rock, die schwarze Schiebe mit den silbernen Hafteln, und die Halbärmel und das Collet von Sammet. Wenn ich Mathilde am Morgen erwarte und vor der Thüre stehe, da denke ich: wie wird sie wohl gekleidet sein? Und nun stelle ich mir sie vor in jeder Kleidung, in der ich sie sah, und in jeder scheint sie mir am

schönsten, und wenn sie dann kommt, so kenne ich jedes einzelne Stück, das sie trägt, und liebe jedes — und doch ist es ganz anders als ich es erwartete, und schöner als ich es mir träumte, denn ihre himmlische Anmuth ist täglich neu. Wie Edmund, ihr Verlobter, glücklich sein muß, sie ewig sich eigen zu wissen! Ich mag nicht daran denken!

Mathilde ritt ein Pferd meines Vaters; der Führer trug ihr leichtes Gepäck, ich schritt neben ihr her. Mein Gott, Rudolph! war das ein Glück!

Wie die Sonne funkelte im Lauterbrunnerthal, da hielt ich's nicht aus vor Seligkeit. Ich jubelte all meine fröhlichsten Lieder in die Luft, und Mathilde sang mit, und auch Franz, der Führer, stimmte mit ein. In funkelnden Brillanten sprang tausendfarbig der Staubbach vom Felsen, und wenn die Wasser herniederschossen schäumend in Kraft und Fülle, wenn die Vögel sangen und die Blu=

men dufteten, da war mir es, als sei das Alles nur für sie; als sei ich der Herr dieses Landes und als führe ich sie ein, meine geliebte Königin in ihr Reich.

Als wir nun hoch und höher stiegen und es schon lange Nachmittag war, da kamen wir auf die Wengernalp und machten Halt.

Mathilde war ganz still, denn sie sah diese Welt zum erstenmale. Es war kein Fremder außer uns oben, sie waren schon Alle hinabgezogen; wir standen allein da! Vor uns die riesigen Felswände in hoher Majestät aufgethürmt zum Riesentempel, den sich Gott gegründet hat. Eislagen zu unseren Füßen unter der flammenden Alpenrose. Mächtiges Schweigen überall! Funkelnd im Sonnenlicht lag der Schnee auf der Jungfrau, ein Adlerpaar kreiste in weiten, kühnen Flügelschlägen über uns hin. Plötzlich erhob sich ein leiser Ton, kaum vernehmbar, er wuchs und schwoll, er ward übermächtig bis zur Betäubung,

und mit donnerndem Schall stürzte sich die Lawine, fortgerissen von der eigenen Gewalt in den Abgrund, wo sie zerschmetterte. Ein Bild meiner Leidenschaft für Mathilde! rief es in mir.

Mathilde hatte die Hände gefaltet und sagte leise: »Ach! daß ich hier bin ohne ihn.«

Tausend Dolche bohrten ihre Spitzen in mein Herz! Sie denkt, sie lebt nur für ihn. Wie sie so da stand in all ihrer Schönheit, da zuckte der Gedanke in mir auf: »wie, wenn du sie fest in deine Arme nähmest, und deine Lippen an die ihren gepreßt, in flammender Seligkeit dich mit ihr hinabstürztest in die Tiefe, den Weg, den die Lawine dir gezeigt hat? Wer hindert dich, sie Edmund zu entreißen und dich im Tode mit ihr zu vermählen?«

Mir schauderte vor der Macht der Hölle in meiner Seele und schwindelnd wandete ich mich von dem Abgrund. Es war ein furchtbarer Augenblick!

Am Abend kamen wir im Grindelwalder Thale an, wir gingen zu der Tante. Mathilde verlangte gleich nach Marianne, und als sie kam, umarmte sie dieselbe und sagte: »Marianne ich bringe Ihnen Ihren Bräutigam und zwei Küsse von seiner Mutter und vom Gritli. —

Ich fiel Marianne um den Hals, ich weinte, ich war außer mir. Sie hielt's für Reue und — Gott verzeihe es mir — ich glaube, ich suchte ihre Lippen nur, weil sie Mathildens Mund berührt hatte. Ich habe die arme Marianne schwer getäuscht.

Zwei Tage sind wir oben geblieben. Wir haben mein künftiges Haus besehen und Mathilde hat, ganz Liebe und Güte für Marianne, mit ihr alle Einrichtungen besprochen, alle Klagen von ihr und der Tante über mich angehört und widerlegt. Sie hat Besserung für mich verheißen, und ich habe zu Allem Ja gesagt. Ich habe ehrlos gehandelt aus Liebe für Mathilde.

Sie hat nicht unter den Fremden essen wollen, sondern für die Tante und Marianne, für sich und mich im Saale decken lassen, wir haben zusammen gespeist und sie ist ein Engel gewesen. Ich merkte ihre Absicht wohl — aber was hilft das? Dadurch wird Marianne keine Mathilde und die Welt nicht anders!

Als wir am Morgen des dritten Tages schieden, hat sie Mariannen einen Ring geschenkt und gesagt: »den gieb dem Konrad zum Andenken an mich, an Eurem Hochzeitstag, nicht eher.« Es ist, als ahnte sie die Macht, die sie über mich ausübt.

Darauf sind wir hinabgezogen durch das Rosenlauithal am Fuße der Gletscher hin. Da erst ist meine Seele wieder frei geworden. Im Grindelwald, gebannt durch Mathildens Willen, habe ich sehr gelitten. Mußte sie sich denn neben Marianne stellen, um mich den Abstand noch deutlicher empfinden zu lassen? Weiß sie denn nicht,

daß ich ihr gehorchen muß, und wenn es das Glück meines Lebens kostete? Daß ich keine Vergangenheit habe, keine Zukunft begreife ohne sie, und daß ich mich mit der Todesangst an jede Stunde der Gegenwart klammere, mit der ein Ertrinkender sich an der letzten Planke hält, die ihn vom Untergange, von der Vernichtung trennt?

Sieh, Rudolf! als ich so allein mit ihr dahinzog durch das Rosenlauithal, und die großen, grünen Bäume uns beschatteten, die von den Felsen herabsehen, da war ich am glücklichsten. Tausend schöne Träume wiegten sich in meiner Seele; bald schien ich mir einer der Jünglinge des alten Testamentes, der die Braut heimführt unter sein väterliches Dach; bald einer der Männer Homer's, der die erbeutete Fürstentochter in seine Hallen geleitet, oder ein Knappe, welcher der angebeteten Herrin auf Steg und Wegen folgt und ihr zu eigen ist sein lebenlang. Wenn ich sie herabheben durfte von ihrem Pferde, wenn die

wundervolle Gestalt in meinen Armen schwebte; wenn ich ihren kleinen Fuß in meiner Hand hielt, sie in den Sattel zu schwingen, oder ihr Arm sich auf den meinen stützte, wo es steile Bergabhänge hinunterging! O, daß ich diese Wonneschauer ertragen habe, ohne vor ihr niederzustürzen, das freuet mich noch, denn es zeigt mehr Kraft, als ich zu besitzen meinte.

Und alle Welt fragte mich, wer sie wäre? Der Wirth im Rosenlaui sagte: »Gelt, Konrad! wie kommst denn Du zu dem schmuckſten Maidli, das dies Jahr noch unter mein Dach getreten ist?« —

Ja! gewiß sie ist die Schönste von Allen; jedes Kind, jeder Greis wird froh, wenn sie mit ihm spricht. Es ist, als wäre sie der Sonnenschein, der Alles neu belebt.

An den Reichenbachfällen hinab ging es nach Meiringen, wo wir die Nacht zubringen sollten. Wie still das in der Ebene liegt! Ich wäre gern

recht lange geblieben, recht lange dort! Denn schon der nächste Morgen mußte meinem Glücke ein Ende machen. Ich konnte mich nicht mehr freuen an dem Frieden des Thales, nicht an dem schönen Grün der Wiesen. Ich konnte nicht mehr träumen, der Morgen des Erwachens tagte schon.

Zum letztenmale frühstückten wir zusammen allein. Wie reizend war sie in häuslicher Verrichtung, wie ganz anders als alle Frauen, die ich je gesehen habe. Du weißt's, ob ich ihr dienstbar bin, ob ich nicht mein Leben für sie gäbe und Sklavendienste übernähme für sie; und doch, doch war mir's eine Wonne, wenn sie in freundlicher Geschäftigkeit für mich sorgte, mir reichte bei den Mahlzeiten, was ich bedurfte, und an das dachte, was mir fehlen konnte. Es erhob mich in meinen eignen Augen, und es war so süß.

Am Morgen auf dem Dampfschiff trafen wir mit Personen zusammen, die sie kannte. Sie

stellte mich ihnen vor, man sprach ein paar Worte mit mir, dann hatte man mich vergessen. Mathilde war mir verloren, sie gehörte der Gesellschaft an.

Nun sind wir hier und neue Räthsel, neue Fragen thürmen sich vor mir auf. Mathilde hat mich zu einer Unwahrheit gegen Marianne verleitet. Marianne glaubt wieder an mich — und ich liebe Mathilde! ich werde sie ewig lieben. Muß ich das nicht Mariannen sagen? Wenn es dann aber zur Erklärung kommt, wenn die Eltern erfahren, daß es zu Ende sei zwischen Marianne und mir, wenn Mathilde es erfährt, was wird sie denken? welchen Grund soll ich ihr sagen?

Lügen kann ich Mathilde gegenüber nicht, nur schweigen kann ich, und wüßte sie, daß ich sie liebe, was dann? —

Sie ist die Güte selbst für mich und für die Meinen. Sie spricht davon, wie schön der Wirkungskreis eines gebildeten Mannes, eines tüch-

tigen Arztes hier in der Stille des Landlebens sei; wie segensreich Marianne walten könne, wenn ich sie geistig zu entwickeln strebte. Und dazu lachte neulich der Graf, in dessen Gegenwart Mathilde ihre Güte verdoppelte, und meinte: »Um Gotteswillen, junger Mann! bringen Sie nur nicht Fräulein Mathildens Philanthropie unter die Bauern. Kuriren Sie mit Pillen und Latwergen und verdienen Sie sich Geld, im Uebrigen lassen Sie es ruhig beim guten Alten. Ein gebildeter Bauer ist das Entsetzlichste von der Welt.«

»Ich finde Sie nicht so entsetzlich,« sagte Mathilde scherzend zu mir, »und mich dünkt, Sie sind recht stolz darauf, ein freier, schweizer Bauernsohn zu sein.«

Wie schämte ich mich vor ihr, daß ich nicht ehrlich ja zu sagen vermochte.

Diese Liebe, die mein höchstes Glück ist, wie hat sie mich verwandelt! Freiheit, Gleichheit, Alles, wofür wir geschwärmt in kühnen Träumen,

ich gäbe es hin, wenn ich jetzt der Diener eines Fürsten, reich und vornehm sein könnte, wie der Graf. Und was gewönne ich damit, da sie Edmund's Braut ist und den Grafen mißachtet wie ich?

Lebe wohl, mein Freund! Denke nicht geringer von mir, weil mir die Liebe zu Mathilde der Mittelpunkt der Welt geworden ist.

18.

Edmund an Mathilde.

Deine beiden letzten Briefe liegen vor mir, liebe Mathilde! und ich überlege eben, daß man eigentlich gar nicht schreiben müßte, weil durch den todten Buchstaben so tausendfaches Mißverstehen erzeugt wird, während man im Grunde so gar wenig damit erreicht.

Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, was Du mir bist, was ich für Dich empfinde. Es wäre schlimm, wenn Du darüber noch den geringsten Zweifel hegtest, nachdem Du Dein Leben

mir geweiht haſt. Ich habe das Opfer angenommen und Deine Jugend an mein Loos gekettet. Glaube mir, ich bedarf in mir des Bewußtſeins, wie innig ich Dich liebe, um mich darüber vollkommen zu beruhigen, daß ich es gethan habe.

Als ich Dich kennen lernte, warſt Du zwanzig Jahre alt und ein Beſitz, nach dem nur die bevorzugteſten Männer ihr Auge zu erheben wagten. Du konnteſt wählen unter den ausgezeichnetſten Männern des Landes, jeder Tag konnte Dir mit dem Verlobungsringe die Anwartſchaft bringen, ein doppelt glückliches Daſein zu beginnen in glücklicher Ehe.

Statt deſſen begegnete ich Dir. Mein väterliches Erbe hatte nur ausgereicht, mir die Mittel für meine Ausbildung zu geben; ich hatte Dir nichts zu bieten als mich ſelbſt und die tiefſte Liebe meines Herzens; keine Ausſicht als die,

mir eine Stelle zu erringen für angemessene Wirksamkeit nach meinem Sinne.

Dennoch stellte ich mich dreist den Bewerbern zur Seite, die sich Dir damals näherten; die wahre Hingebung eines Mannes an die Liebe verdient sich ein edles Weib. Ich fühlte mit freudigem Stolze, daß ich es werth war, Dich zu besitzen, ich warb mit Zuversicht um Dich, und ich weiß, hätten wir uns damals gleich verbinden können, wir wären, gleichmäßig uns nebeneinander und durcheinander entwickelnd, die glücklichsten Menschen geworden. Wir werden es auch jetzt noch werden.

Leider wurden wir getrennt und — laß es mich offen aussprechen, was mich so tief betrübt — Du bist krank geworden an dieser Trennung. Ich muß es Dir sagen, weil Du genesen sollst.

Ich kniee nicht vor Dir, während ich dies denke, sondern ich schließe Dich in meine Arme, ich drücke Dich fest an meine Brust, ich möchte

Dich erstarken mit aller Kraft meines Wesens, um Deinen Nerven die unnatürliche Spannung zu nehmen, um Deinen Geist zu beruhigen. Du mußt zurückkommen von einer krankhaften Ekstase, die jenseits der Gränzen des Wahren liegt, in die heilige Beschränkung der Wirklichkeit, in der allein die höchste Schönheit und die Wahrheit ruhen.

Du hast Dir in einer Sehnsucht nach unserer Vereinigung, die ich in tiefster Seele mit Dir theile, aus der Liebe einen Götzendienst gemacht. Du hast Dir statt des Geliebten, der ein Mensch ist mit menschlichen Neigungen, Leidenschaften und Mängeln, einen Gott geschaffen, einen Helios, in dessen flammender Umarmung Du Dein Dasein hinschmelzen läßt, in Momenten unirdischen Glückes. Mathilde! das ist eine gefährliche Verirrung, der ein langes, schmerzliches Leben folgen könnte.

Ich bin nicht kalt, ich fühle so lebhaft als

irgend ein Mann. Ich liebe Dich, ich liebe alles Große und Gute, aber ich liebe es mit menschlicher Kraft, mit Ruhe, mit dem Bewußtsein, daß allem Irdischen die Mängel der Erde anhaften, daß die höchsten Gipfel des Daseins nicht immer erreichbar sind, und daß man sich in schwindelnder Höhe nur für Augenblicke zu erhalten vermag.

Das Unmögliche wollen, macht ungerecht gegen das Mögliche, das uns erreichbar ist. Wenn Du in mir das ganze Dasein zusammenfaßt, wenn Du in mir ein Ideal siehst, das Du selbst geschaffen hast, so wird Dir die vollste Liebe meines Herzens nie genügen können, wenn uns endlich ein dauerndes Beisammen zu Theil wird.

Du bist eine ganz poetische Natur, und es ist besonders den Frauen eigen, welchen hohe geistige Begabung zu Theil ward, sich ein erträumtes Glück zu schaffen, das nicht vorhalten kann im Leben. Darum werden gerade die am reich-

sten ausgestatteten Frauen so häufig unglücklich; und Dich, meine geliebte Mathilde! unglücklich an meiner Seite zu sehen, das wäre mir ein tiefer unerträglicher Schmerz.

Eine Liebe, wie Du sie für mich hegst, wie Du sie mir aussprichst, macht mir das Leben nach meiner Weise unmöglich. Du sagst, Dein Dasein versinke in's Nichts, ohne mich. — Mathilde! wie soll ich Muth und Kraft behalten, mein Leben im Nothfalle einem großen Zwecke zu opfern, wenn Du nicht fühlst, daß das Dasein eines Mannes dem Vaterlande, der Welt gehört; daß er nicht allein für sein Glück und das Glück seiner Geliebten, daß er auch für die heiligen Interessen lebt, um die unsere Zeit den ruhmvollen Kampf kämpft?

Hast Du ganz jene Tage vergessen, die unserer letzten Erhebung vorangingen? In denen Deine Seele glühte für die Befreiung meines Vaterlandes, in denen Du mich doppelt liebtest,

in dem Bewußtsein des nahen, gefahrvollen Kampfes, und doch muthig wie ein Mann ihm entgegensaheſt? Haſt Du es vergeſſen, daß Du mir damals in heiliger Stunde gelobteſt, wenn ich fallen ſollte in dem Kampfe, friſch und freudig weiter zu leben in meinem Sinne, immerfort das Rechte und das Schöne übend, ſo weit es in der Macht eines Weibes liegt?

Das Schöne, das Rechte lieben um meinetwillen, um eines Menſchen willen, das iſt ein Unrecht an der Göttlichkeit des Schönen und des Guten.

Die Liebe ſoll allen unſern Fähigkeiten die letzte, höchſte Entwicklung geben, ſie ſoll uns empfänglicher machen, weicher, williger in Anerkennung des Wahren und Erhabenen in der Natur, in anderen Menſchen. Dich wird ſie ungerecht und eigenſüchtig machen, wenn Du in der Selbſttäuſchung beharrſt, die Dich gefangen hält.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß ich Dich liebe! und doch kenne ich Frauen, die ich ſchöner

finde als Dich. Ich kann mir denken, daß eine andere Frau durch den Reiz, den unwillkürlich das Schöne, das Neue auf uns üben, mir ein lebhaftes, tiefes Interesse einflößte, ohne daß ich Dich deshalb weniger liebte.

Es könnten Zeiten kommen, das weißt Du selbst, in denen mich die Verhältnisse der Außenwelt ausschließlich beschäftigten, in denen alle meine persönlichen Interessen davor versinken müßten, in denen mir keine Zeit bliebe für meine Liebe. Glaubst Du, daß Du mir dann weniger theuer sein würdest? Glaubst Du nicht, daß ich nach der Trennung, nach der Entbehrung mit doppeltem Entzücken wiederkehren würde in Deine Arme?

Wahre Liebe ist mittheilsam wie das Licht! Die Liebe, welche auf den Einklang der Seelen, auf inneres Verständniß begründet und allerdings selten ist, fürchtet keine Störung durch äußere Verhältnisse. Sie kennt nicht Eifersucht, nicht kleinliche Mißgunst, nicht Zweifel oder Selbst-

ſucht. Nur wenn der innere Einklang unſerer Herzen geſtört würde, hätten wir jemals Trennung zu fürchten; und wenn Du außer der Wirklichkeit in Idealen ſchwärmſt, dann allein, meine gute Mathilde! verlieren wir uns, denn dahin kann ich Dir nicht folgen.

Um Dich mir zu erhalten, um mit Dir glücklich zu ſein und um Dich glücklich zu wiſſen, beſchwöre ich Dich, zügle den Flug Deiner Phantaſie. Täuſche Dich nicht abſichtlich über die menſchliche Natur, über die Kraft unſerer Seele.

Vollendet, unbegrenzt, ewig iſt nur das All, der Geiſt, der das All durchſtrömt. Wir und jeder Theil des Erſchaffenen ſind unvollkommen, begrenzt in unſern Fähigkeiten, wandelbar in unſerm ganzen Weſen und endlich in unſerm Daſein. Wir verlieren die Kraft, die wir beſitzen, wenn wir das Unerreichbare erſtreben. Körper und Seele gehen dabei zu Grunde, und wenn Du Dich nicht gewaltſam begrenzen lernſt, wird

aus dem kräftigen, geistig gesunden Mädchen, das ich so tief liebe, das mir die schönste Blüthe gesunder Weiblichkeit erschien, ein schwächlich, schwärmendes Geschöpf werden, dem meine feste, ehrliche Liebe nicht genügen kann.

Wie soll ich es denn wagen, meiner Hausfrau von den täglichen Erlebnissen, von den kleinlichen Sorgen des Erwerbes zu sprechen, wenn sie ihren Mann für einen Halbgott, für ein Wesen höherer Art zu halten verlangt? —

Denke nur, Mathilde! wenn ich endlich frei sein werde, werde ich ein schlichter Landwirth sein, eifrig besorgt, ein Stück Erde, so gut als möglich, für uns gemeinsam zu verwehrten. Ich werde säen und ernten, Plage und Sorge mancher Art haben. Regen und Sonnenschein werden mich beunruhigen, politische und sociale Interessen mich beschäftigen und mich noch oft genug bekümmern. Dann werde ich nach durcharbeitetem Tage müde und stumpf sein wie jeder Andere.

Dann, Mathilde! werde ich von Dir geistige Stärkung begehren, und heimkehrend sehnsüchtig umherblicken, ob mein theures Weib nicht kommt, dessen Liebe ihr ein ewig neuer Quell des geistigen Lebens wird, aus dem sie schöpft, mich zu erquicken?

Es ist Euer schönes Vorrecht, daß der Drang des materiellen Lebens Euch weniger beengt, daß Ihr, weniger angetastet und berührt vom Niedrigen, Euch geistig frischer erhalten könnt als wir. Ihr seid, je ferner allen Gedanken mißverstandener Emancipation, der Jugendbrunnen, aus dem wir, ermüdet, ein neues Leben schöpfen. Ihr repräsentirt für den arbeitenden Mann ein ideales Dasein.

Wie oft male ich mir in meinen trübsten Stunden Bilder unseres häuslichen Glückes, um mich zu erheitern. Dein Lächeln, Mathilde! ist dann der Sonnenschein, der alle Sorgen verscheucht; Deine Arme das Asyl, in

das ich mich flüchte vor dem Druck des Lebens. In Deinen Augen Glück und Zufriedenheit zu lesen, das soll mir Kraft geben, das Schwerste zu ertragen: Dich glücklich zu machen, will ich ehrlich streben, mit vollem Bewußtsein des Glückes, das darin liegt.

Aber Du, Geliebte! Du Weib meines Herzens! Du mußt Dir genügen lassen mit irdischem, wandelbarem, schmerzdurchwebtem Glücke; mit jener Liebe, wie ich sie zu bieten und zu fühlen vermag. Kannst Du das nicht, wonach soll ich dann streben für Dich?

Ich weiß nicht, ob ich Dir mit diesem Briefe wehe thue. Bei Gott! ich will es nicht; aber dem Kranken ist auch die vorsichtigste Berührung seiner Wunde schmerzlich. Die sorgliche Hand der Liebe wird unsicher bei dem Gedanken, und erhöht durch ihr leises Beben nur den Schmerz des Leidenden. Vergieb mir jedes Wort, das Dich verletzt. Seit Wochen, seit Monaten fühlte

ich die Nothwendigkeit, Dir dies zu sagen; ich zögerte, weil ich fürchtete, Du würdest mich kalt, prosaisch und gefühllos finden. Thue es nicht, Mathilde! Redlicher, tiefer als ich liebt kein Mann seine Braut, sehnsüchtiger als ich verlangt kein Bräutigam nach dem Besitze seines Weibes.

Der ganze Nachmittag ist hingegangen mit dem Schreiben dieses Briefes. Der Abend bricht herein, die Tage werden schon merklich kürzer, der Herbst wird schneller da sein als wir denken. Diese Zeit hat für mich immer etwas Trauriges, die Trübe und Armuth des Nordens erscheinen im Herbste am empfindlichsten. Es ist wie mit dem Leben der Menschen; nur reiche Naturen bleiben schön auch über die Sommerhöhe hinaus durch jeden Wechsel des Alters.

Die Felder sollen zum Theile schon gemäht sein. Mich dünkt, es liege bereits ein kälterer Ton in der Luft. Die Blätter der Bäume, die ich aus der Ferne sehe, haben nicht mehr die

glänzende Frische, und doch sind wir kaum in der ersten Hälfte des Augusts.

Ich bewohne noch immer das Krankenzimmer, da meine Augen wirklich noch angegriffen sind. Uebermorgen werde ich es verlassen, und mich lebhaft zurücksehnen nach der Aussicht, die mich trotz ihrer Dürftigkeit erquickte. Die welligen Sandhügel mit ihrem spärlichen Rasen, die Gruppe großer Bäume auf dem einen derselben, die Dächer und Kuppeln der fernen Stadt sind mir lieb geworden. Oft sah ich die Vögel hinziehen, sich niederlassen in den Bäumen und aufflattern aus dem Laub, und freute mich ihrer Freiheit. Zuweilen schwebte ein fliegender Drache thurmhoch an meinem Gesichtskreis vorüber, mich an die Knabenzeit zu mahnen, oder es verirrten sich welke Blätter durch das Gitter des Fensters zu mir herein, die der Wind weit ab getrieben hatte von dem väterlichen Stamme. Ich fühlte

hier doch wieder den Zusammenhang mit der Natur, mit andern Wesen.

Du wirst nun auch schon heimgekehrt sein von der Alpenreise und Ihr werdet Interlacken vielleicht verlassen haben, wenn mein Brief Dir zukommt. Wie glücklich ist Konrad, daß er Dich begleiten, Dir diese Wunderwelt hat zeigen können; so gern wäre ich an seiner Stelle gewesen, daß ich wenigstens wünsche, er verstehe das Glück zu schätzen, das er statt meiner genossen hat.

Und nun lebe wohl, Du theures, geliebtes Wesen! Die ganze Fülle meiner Liebe ist mit Dir.

19.

Marianne an Konrad.

Grindelwald.

Nun sind's schon fast vierzehn Tage her, lieber Konrad, daß Du mit dem Fräulein bei uns warst und wieder kommen wolltest. Du bist aber nicht gekommen; Du bist auch nicht nach Bern auf die Universität zurückgegangen, wie mir das Gritli gesagt hat, als es vorigen Sonnabend heraufgekommen ist.

Ich weiß, weshalb Du zu Hause bleibst, weshalb Du nicht heraufkommst, und lasse es mir nicht ausreden vom Gritli. Du wirst Dich

so unglücklich machen, wie Du mich machst, und wenn ich werde auf der Bahre liegen, da wird's Dir leid genug thun und wird zu spät sein.

Ich wollte Dir's ja gern verzeihen, denn sie ist ein schöner, frommer Engel! aber sie ist ja Braut, und wenn Du Dich vor Liebe zu ihr verzehrst, Du kannst sie niemals haben. Konrad! was soll's denn eigentlich nun werden?

Ich könnte den ganzen, langen Tag weinen um Dich, weil Du mir gar so leid thust; weil ich weiß, wie's ist, wenn man Einen liebt, den es nicht rührt. Aber auch um mich möcht' ich weinen, wenn's nur die Mutter nicht sähe. Sie schilt auf Dich, daß Du ihr einzig Kind unglücklich machst, und will ihre Hand von Dir abziehen. Aber deshalb sorge nur nicht, es soll Dir Nichts fehlen, ich schaffe Dir es schon von dem Meinen. Ich schicke es Dir durch's Gritli.

Denn bis die kommt, ist schon das Fräulein fort und Du gehst nach Bern. Ach Gott! wenn

Du doch wieder an mich dächtest; wenn ich nur werden könnte wie sie. Konrad! kannst Du denn kein Mädchen mehr lieben künftig, das nicht ist wie sie? Ja! dann muß ich verzweifeln.

Du antwortest auch nicht auf meine Briefe, Konrad! das ist schlecht von Dir. Sag mir's ehrlich, daß Du mich nicht mehr liebst, denn sonst glaube ich es nicht. Es soll ja ein Herz des andern Spiegel sein und Du bist fest in dem meinen, wie kannst Du mich denn vergessen haben?

Schreib Du der Mutter, wenn Du noch an mich denkst, daß eine Doktors Frau was lernen muß und daß sie mich solle nach Bern geben, damit ich Lehrer haben kann. Ich will so fleißig sein, Dir Freude zu machen, wenn Du mir nur helfen willst. Willst Du's Konrad? Ich möchte ja nicht, daß Du Dich meiner schämtest, wenn Du denn doch noch an mich denkst.

Ich hoff' es noch immer. Das Gritli tröstet auch, sie denkt, es wird Alles gut, wenn das Fräulein nur erst fort ist. Was meinst Du, Konrad? Wird's noch gut?

Schreibe bald, gleich morgen, dann kann das Gritli nächste Woche Dir die Antwort mitbringen, wenn meine Mutter sie hinabschickt. Wir haben nun Ruhe, es kommen nicht viele Fremden mehr. Wenn Du hinaufkämest, jetzt hätte ich schon mehr Zeit als im Sommer. Komm doch, lieber Konrad! bis zu den Ostern ist's nachher so lang. Auf Wiedersehen. Ich liebe Dich ewig, wie eine treue Braut nur kann.

Es ist ein Haus zu verkaufen, im Meytringer Thal. Der Wirth in Eltersnau ist gestorben. Die Mutter kauft's vielleicht. Sie wird morgen hinabfahren, und bleibt ein Paar Tage fort. Wenn Du jetzt doch kämest, Konrad!

20.

Mathilde an Edmund.

Interlacken.

Mitten in den Vorbereitungen für die Abreise traf mich Dein letzter Brief, dessen Liebe und tiefe Wahrheit ich nicht verkenne, mein theurer Edmund!

Du hast es gut gemeint, Du mußtest es mir sagen, damit ich endlich mir selbst klar würde. Diese Klarheit macht mich indessen niedergeschlagen und traurig, lieber Edmund! Mein Haupt sinkt zur Erde nieder, wie eine arme Pflanze, welcher man die Stütze entzieht, an der sie sich

emporrankte. Ich fühle es wohl, ich bin zu schwach, Dir in die Regionen zu folgen, in denen Du lebst. Aber wohin soll ich mich wenden? wie soll ich denn künftig leben? woran mich halten?

Ich kann nicht, wie Du, ruhen in mir selbst. In dem ewig werdenden und vergehenden All verliere ich mich, die Masse des Geschaffenen macht mir bange.

Früher wendeten sich meine Blicke sehnsüchtig zu dem persönlichen Gotte empor, der in seiner Allgüte ein Auge hatte auch für das Geringste seiner Geschöpfe, der auch über mir wachte und mir kein Leid wiederfahren ließ, das mir nicht heilsam war. Ich betete zum Heilande, zu dem menschgewordenen Geiste, der meinem geistigen Erfassen noch näher stand als der allmächtige Gott. Wenn mein Herz blutete, sah ich die Blutstropfen auf der Stirne des Gottsohnes; wenn ich muthlos verzagend zusammenbrach,

blickte ich auf ihn, der erlag unter der Last des Kreuzes, und mit Christus flehete ich: »Herr ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber.«

Starb mir ein Wesen, das ich liebte, so glaubte ich es wieder zu finden im Jenseits; ich wußte es glücklicher als mich selbst in jenen reinen Sphären, und ich strebte gut zu sein, um ebenfalls dort einzugehen, um den verstorbenen Geliebten wieder zu begegnen. Ich war sehr glücklich in jener Ueberzeugung.

Ich lebte damals ein begrenztes Dasein. Meine Seele kannte die Kräfte und Wünsche nicht, die in ihr schlummerten; ich kannte die sonnenbeleuchteten Gipfel des Lebens nicht, und war ruhig in dem wohlthuenden Dämmerlicht der kleinen, friedlichen Thäler, in denen Blumen blühten um stille, christliche Kirchen.

Aus diesem Asyl hast Du mich mit starken Armen entführt. Du hast mich hinaufgetragen

zu einer Höhe des Gedankens, von der man mit einem Blicke das All übersehen sollte. Mein Auge schloß sich entsetzt, geblendet, vor dem flammenden Lichte neuer Erkenntniß; meine Sinne verwirrten sich.

Wie das Spielzeug des Kindes, an das der Erwachsene liebend denkt, weil es ihn einst befriedigt und entzückt hat, lag das stille Eden meines Glaubens hinter mir. Götzendienst nanntest Du die schönen Bilder, in denen man mir unser Wesen, die Welt, unser Ringen nach sittlicher Veredlung erklärt hatte. Mit fester Hand stürztest Du die Altäre um, vor denen ich bis dahin gebetet und gekniet hatte; mit dem hellen Blitz Deines Verstandes zerstörtest Du die Welt meines Glaubens.

Ohne irdisches Bild sollte ich den Geist anbeten im Geiste; ohne Lohn das Recht thun, um des Rechten willen. Du stelltest mich allein, unbeschützt, dem Allgeiste gegenüber, Du verwiesest

mich aus den Vaterarmen der Allgüte an das kalte Gesetz eiserner Nothwendigkeit. Alles, Alles, was ich geglaubt in kindlicher Verehrung, nahmst Du mir — und verzweifelnd fand ich mich verloren in einer Unendlichkeit, die mir furchtbar erschien, aus dem Dein Bild allein mir wohlthuend hervorstrahlte.

Dein Bild! Deine Liebe! Dein Geist! Du selbst! Das Ideal meiner nach dem Höchsten strebenden Seele.

Ich sah Dich sicher, ruhig, frei und selbstbewußt. In Liebe aufgelöst, warf ich mich an Deine Brust, und Du hieltest mich fest in Deinen Armen. Das war ein neuer Halt, eine neue, schönere Zuflucht.

Ich kniete nicht mehr vor einem unsichtbaren Gotte, ich warf mich und mein ganzes Sein Dir zu Füßen. Mir graute nicht mehr vor der kalten Unendlichkeit, denn Du lebtest in ihr; Du

warst da, mich zu halten, wenn der Schwindel mich erfaßte über der schaurigen Tiefe

Deine Liebe war die Sonne, die alle Nebel des Zweifels in mir niederkämpfte. Ich verlangte nach keiner Offenbarung, nach keinem Glauben, nach keiner Ewigkeit mehr. Mein Wesen ruhte in Dir; ich glaubte an Dich, und war jeden Augenblick bereit, mit Dir mich in das All zu verlieren, so lange Deine Arme mich hielten, Dein Geist mich mit sich emportrug.

Aber was soll ich denn werden, ohne den Glauben an Gott, ohne den Trost einer persönlichen Unsterblichkeit, ohne Aussicht auf ein glücklicheres Jenseits, in dem ich entschädigt werde für die Schmerzen des Lebens, wenn Du mich verläßt.

Edmund! Du hast mir den Glauben an die geoffenbarte Religion, den Trost genommen, den sie giebt; laß mir den Glauben an Dich, denn ohne diesen muß ich verzweifeln. Sterben möchte

ich, lieber heute, lieber in diesem Augenblick, als leben ohne den Glauben an Dich, an Deine höchste Liebe.

Ich leide so unaussprechlich, daß ich es Dir nicht verbergen kann, noch mag. Ich fühle es, daß eine so schwache, unselbstständige Natur wie die meine Dir nicht genügen kann, daß Du Dir selbst genug bist. Ich begreife, daß ein Herz wie Deines, ein Herz, das in sich die Menschheit liebend umfaßt, sich nicht verschwenden darf an das kleine Leben eines liebebedürftigen Mädchens.

Aber was soll ich denn auf der Welt? was soll ich in dem kalten, unendlichen, trostlosen All, wenn das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit Dein Herz von dem meinen trennt und wir, in Atome zerstäubt, uns niemals persönlich wiederfinden können im Jenseits?

Da ich keine Zukunft nach dem Leben habe, so mache mich hier glücklich durch Deine Liebe,

durch Deine ausschließliche Hingebung. Du hast mir meinen Gott, meinen Heiland genommen, gieb Dich mir dafür ganz und ungetheilt, wenn Du nicht willst, daß ich mein Leben ende, aus Ueberdruß an der Leerheit des Daseins.

Ich konnte Unglück ertragen, als ich noch auf eine jenseitige Ausgleichung hoffte. Jetzt, da ich Nichts habe, als die kurze Spanne Zeit, die man das Leben nennt, jetzt will ich nicht unglücklich sein, jetzt will ich nicht leiden. Ich will genießen und glücklich sein.

Mache mich glücklich, Edmund! wie ich es war in den ersten Tagen unseres Begegnens, als Du mich liebtest, als ich Dir die ganze Welt Deiner Wünsche ersetzte, oder wundre Dich nicht, wenn ich nicht zu leben vermag.

21.

Konrad an Rudolf.

Es ist Nacht, lieber Rudolf! und ich schreibe Dir, um meine Gedanken zusammen zu halten, daß sie nicht irre werden und sich zersplittern in Wahnsinn.

Mathilde ist unglücklich! sie hat es mir selbst gestanden. Sie ist unglücklich durch Zweifel an Edmund, sie glaubt, er liebe sie nicht. — Ist denn das möglich! und wenn es wäre? Wenn er — O! es ist unmöglich!

Das war ein furchtbarer, angstbeklommener

Tag, die Stunden bis zum Morgen werden dies Gefühl nur steigern.

Die Koffer wurden gepackt, das Haus war voll Unruhe, mich trieb es umher wie einen verdammten Geist, durch Treppen und Flur, ob ich Mathilde nicht erblicken könnte. Sie reisen morgen. Wie gleichgültig sieht solch ein Todesurtheil aus, wenn es so dasteht schwarz auf weiß, und was birgt es für Qualen!

Ich sah Mathilde nicht, wagte nicht zu ihr zu gehen, weil mein ganzer Muth gebrochen war, weil ich fürchtete, mit einem Jammerruf zu ihren Füßen zu sinken, sobald ich bei ihr wäre, sie zu umklammern und nicht mehr zu lassen. Streckt doch das machtlose Kind die Händchen aus, das Liebste zu halten, wenn man es ihm entreißen will! und ich muß dastehen starr und stumm, und sie werden sie mir entführen, wenn der Morgen graut. Daß die Sonne nie wiederkehrte, daß ich den Tag nicht sähe!

Am Mittag kam der Graf, wie täglich in den letzten Wochen. Er stand mit Mathilde an ihrem Fenster, sie sprachen eifrig, dann traten sie vom Fenster zurück, und bald darauf verließ der Graf das Haus. Mathildens Vater begleitete ihn, ich sah es Beiden an, daß eine Entscheidung stattgefunden hatte.

Meine Mutter kam aus den Zimmern der Damen, sie sagte, es gäbe Streit, Mathilde weine sehr. Es litt mich nicht im Hause, ich lief in's Freie. Der Postbote, dem ich begegnete, händigte mir einen Brief für Mathilde aus.

Ich eilte damit zurück, zu ihr, sie zu trösten. Sie war allein. Als ich ihr den Brief gab, sagte sie: »Das lohne Ihnen Gott! der Brief kommt zur rechten Stunde. Man braucht Kraft, den Wünschen, den Vorwürfen seiner alten Eltern zu wiederstehen.« Dann hielt sie inne und fuhr nach einer Pause fort: »Konrad! ich muß nach Frankreich, ich sehe Edmund vielleicht in langen Jah-

ren nicht wieder, das danke ich dem Grafen! Sie wissen nicht, welch harte Stunden ich heut durchlebte!«

Ich stand wortlos vor ihr, der Ausdruck tiefer Trauer in ihren Zügen zerriß mir das Herz. Sie bat, ich möchte sie den Brief Edmund's lesen lassen, dann wolle sie mit mir zum letztenmale spazieren gehen. Ich hörte nur das Wort: zum letztenmale — und ging hinaus.

Welche Ewigkeiten sind die Stunden, wenn wir sie durchleiden. Es ward Mittag, die Sonne neigte sich zum Untergange, ich wartete mit steigender Unruhe, Mathilde kam nicht, verlangte nicht nach mir. Meine Mutter, welche ab und zu ging, um bei dem Packen zu helfen, sagte mir, Mathilde habe lange im Lehnstuhl gelegen, aufgelöst in Thränen, jetzt schreibe sie. Meine Angst wuchs von Minute zu Minute. Im Hofe schnallten sie die Koffer auf den Reisewagen. Mein Gott! was war das qualvoll!

Endlich, ich ging vor der Thüre auf und nieder, erschien Mathilde, sie war todtenbleich. »Wollen Sie mit mir kommen,« fragte sie, »ich möchte den Brief selbst zur Post besorgen.«

Wir machten uns auf den Weg; Mathilde sah so leidend aus, daß ich ihr meinen Arm bot, weil ich fürchtete, sie sinke zusammen. Sie nahm ihn an; wir schwiegen Beide. Gleich von der Post ging Mathilde das Gehöft entlang, der Aarinsel zu.

Sie setzte sich auf ihre Bank. Es war schon dämmrig und etwas feucht. Leichte Nebel stiegen auf. Die Natur kam mir kalt vor, wie im Winter. Mit einem Male brach Mathilde das Schweigen, nahm meine Hand und sagte: »Konrad! mir ist, als ob ich sterben werde. Das Blut stockt in meinen Adern, das Herz liegt mir wie todt in der Brust. Meine Eltern haben mir gesagt, ich beraube ihr Alter des Glückes. Der Graf hat mir vorgeworfen« — sie hielt inne und sagte

dann mit gepreßter Stimme — »ich hätte in leichtsinnigem Spiele Sie unglücklich gemacht und Ihre Braut — und Edmund glücklich zu machen, fühle ich mich zu schwach, denn er liebt mich nicht mehr!«

Sie konnte vor Thränen nicht weiter sprechen, ich lag zu ihren Füßen. »Mathilde!« rief ich, »Unglück nennen Sie es, daß ich endlich das Ideal mit Augen schaute, nach dem meine Seele gestrebt, seit ihrem ersten Erwachen?«

Sie schüttelte wehmüthig das Haupt und sagte leise, während sie mir ihre kalten Hände reichte: »Still, Konrad! still! es ist ja Alles wahr; ich mache Alles unglücklich um mich her!« Dann plötzlich in lautes Weinen ausbrechend, rief sie, indem sie sich auf meine Schulter neigte, wie um sich zu stützen: »und am elendesten bin ich doch selbst.«

Knieend vor ihr, hielt ich sie umfaßt. Ich empfand ihren Athem an meiner Wange, ich

dachte zu vergehen in dem Augenblick, als ich fühlte, wie ihre Hände herabsanken. Sie ward schwerer und schwerer in meinen Armen, ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, sie zu halten — sie war ohnmächtig geworden.

Ich rief um Hülfe, ich legte sie auf die Bank, bedeckte sie mit meinem Mantel, ich holte Wasser aus der Aar in meinem Hute, sie zu beleben. Niemand hörte meinen Ruf. Bald wollte ich Menschen zum Beistande herbeiholen, bald zögerte ich, denn ich konnte sie nicht verlassen in diesem Zustande. Ich werde jene Minuten nicht vergessen.

Ich wußte, daß ich sie leichter erwecken könne, wenn ich ihre feste Kleidung öffne, ich hätte es jeder andern Frau gethan — hier konnte ich es nicht.

Endlich schlug sie die Augen auf, richtete sich empor, und versuchte zu lächeln, als sie meine Angst bemerkte. Sie stützte sich halb bewußtlos

noch an die Lehne der Bank. Als sie sich erhob, verlangte sie nach Hause geführt zu werden, und fast mußte ich sie tragen, denn ihre Kraft war gebrochen. Sie bat —

Am Morgen — in höchster Eile.

Lies diese Stelle, die ich nach oben lege, zuerst.

Man rief mich in der Nacht, als ich Dir schrieb, an Mathildens Lager, die in furchtbarem Fieber phantasirt. Ich fürchte das Aergste. Die Gefahr ist dringend, wende alle Beredsamkeit auf, den Professor T. zu schleunigster Abreise zu veranlassen. Uebernimm jede Besorgung, deren er bedürfen könnte. Man wird seine Hülfe mit Gold aufwiegen. Er soll mit Kourierpferden bis Thun fahren, dann am Ende des Sees in Unterseen erwarten ihn unsere Pferde. Denke, daß ihr Leben auf dem Spiele steht; denke, daß ich verzweifle, wenn sie stirbt. —

22.

Konrad an Margarethe — nach dem Grindelwald.

Du mußt augenblicklich herunter kommen, Gretchen, das Fräulein liegt auf den Tod; die Mutter braucht Dich zur Hülfe und bei den Nachtwachen.

Sage Marianne, sie möge verzeihen, daß ich ihren Brief noch nicht beantwortet habe, ich bin auch jetzt nicht im Stande, es zu thun. Sage ihr, was Dir das Beste dünkt, damit sie nicht auch noch stirbt.

Komm bald, gleich, gutes Gretchen! wir be=

dürfen Deiner dringend. Es ist der größte Liebesdienst zu leisten, den Du mir je erweisen kannst, denn nur Dir und der Mutter vertraue ich sie an.

23.

Edmund an Mathilde.

Es ist mir, Geliebte! als müßte ich Dir im Geiste nahe sein, in den Stunden, in denen mein letzter Brief in Deine Hände gelangt, der so wichtig und entscheidend ist für unsere ganze Zukunft, obschon ich weiß, Du werdest die Stimme der tiefsten Liebe auch in dem ernsten Worte Deines Edmund erkennen, dessen größter Solz es immer war, nicht nur Dein Geliebter, sondern Dein treuester Freund zu sein. Die Liebe allein ist dauernd, die alle Elemente wahrer Freund-

schaft in sich schließt, die sich zusammenfindet in dem gemeinsamen Streben nach Wahrheit, nach Selbstvollendung.

Ich habe Dir in den letzten Tagen weniger geschrieben, weil die Hälfte der Zeit mit den Verhandlungen des Gerichtes hingeht, welche, wie Du weißt, nun schon seit vierzehn Tage dauern. Ich leide unter ihrem Einflusse, denn es werden, wie ich vorhergesehen, die beklagenswerthesten Halbheiten und Unwahrheiten als Gründe für die Freisprechung benutzt und geltend gemacht. Man hält gegen die Gewalt jedwedes Mittel für erlaubt. Nur einzelne unserer Vertheidiger sind edel und freisinnig genug, unser Leid unter dem Drucke der Fremdherrschaft, unsere Vaterlandsliebe, unsern Freiheitsdrang und unser gutes Recht als Elemente der Vertheidigung zu benutzen. Dann athme ich auf und fühle für Augenblicke den beschämenden Druck der Lüge von mir abgewendet.

Der Beginn des öffentlichen Verfahrens war ein tief erschütternder Moment für uns. Unsere Kerker öffneten sich, nach fast achtzehn Monaten einer einsamen Haft. Die Zeit, die Leiden hatten schwer gelastet auf Vielen unserer Brüder. Wir stürzten uns in die Arme, wir fühlten uns enger verbunden als je. Thränen perlten herab auf den greisen Bart des alten Grafen D., als seine beiden jungen Söhne sich an seine Brust warfen, als seine Leute, denen er stets ein väterlich sorgender Herr gewesen, vor ihm in's Knie sanken, seine Hände mit Küssen zu bedecken. — Ausrufe der Zärtlichkeit, der Freude, des Schmerzes, flogen von Lippe zu Lippe. Wir hatten uns nicht gesehen nach dem Scheitern unserer Hoffnungen. Stumm und in Thränen umarmten sich Anastasius und Boguslav von C. — Ihre Mutter war gestorben im Grame um sie, ihr dritter Bruder gefallen in dem Scharmützel auf der Brücke zu Posen, das der Verhaftung vorangegangen war.

Richter und Ankläger, Vertheidiger und Zuhörer waren tief ergriffen. Das Unglück eines edlen Volkes stand in selbstredendem Bilde vor ihnen da. Es schien nicht Entschuldigung, nicht Vertheidigung, sondern Gerechtigkeit und Hülfe zu fordern von jedem parteilosen Menschen, denn Pflichterfüllung, nicht Verbrechen war es, was uns hierher geführt.

Am furchtbarsten verändert fand ich Constantin von A. Seit Monaten bewohnte er ein Krankenzimmer, er war mein Nachbar gewesen, als ich leidend war. Oft hatte ich es gesehen, wie fern auf dem baumbeschatteten Hügel Morgens und Abends zwei Frauen erschienen, die lange und unverwandt hinüberschauten nach den Mauern unsers Kerkers. Kein Wetter hielt sie ab zu kommen, immer waren sie auf die Minute da. Es waren die Mutter und die junge Frau des armen Constantin, so sagte mir der Wärter, die dem Hinsterbenden wenigstens den Trost der

Liebe geben wollten, daß ihre Gedanken unwandelbar bei ihm verweilten. Nicht allzu lange mehr dürfte seine Gefangenschaft dauern, soll er künftig noch Freude und Glück genießen von dieser treuen Liebe.

Er vermochte sich nicht aufrecht zu erhalten bei der ersten Sitzung, jetzt geht es besser, wie er sagt; und alle Leidenden erholen sich, da seit dem Beginn der öffentlichen Verhandlungen unsere Einsamkeit nur noch dem Namen nach besteht, unsere Freiheit viel größer geworden ist. Wir sehen unsere mitgefangenen Freunde, wir sprechen mit ihnen die geliebte Muttersprache, wir folgen theilnehmend ihren Geschicken, es ist Leben, Bewegung, Reiz in unser Dasein gekommen, statt der tödtenden Spannung schweigender Erwartung.

Meine Gesundheit ist vollständig hergestellt. Ich blicke jetzt mit Sehnsucht, aber doch mit ruhiger Zuversicht dem Ende der Verhandlungen entgegen, da meine Vertheidigung eine der letzten

sein wird. Ich werde Nichts versäumen, was mir nützen, Nichts zu meiner Vertheidigung brauchen, was mich vor mir selbst entehren könnte, und ich bin sicher, daß ich hier das Rechte thue. Glaube mir, daß das Verlangen nach Dir, so mächtig als der Wunsch nach Freiheit, mich antreiben wird, Alles zu meiner Befreiung anzuwenden, was ich vor mir verantworten kann. Hoffe mit mir auf ein nicht zu fernes, beglückendes Wiederfinden und Halten, meine Mathilde.

24.

Edmund an Mathilde.

Kaum hatte ich den Brief an Dich gesiegelt, als ich den Deinigen erhalte, der mich ganz unaussprechlich betrübt. Mit ihm zugleich empfange ich die erschütternde Nachricht von der Hand Deiner Mutter, Du wärest erkrankt, ein Nervenfieber bedrohe Dein Leben.

Dein Leben! das Leben meiner Mathilde! und ich sitze hier in den bannenden Mauern dieses Kerkers, durch hunderte von Meilen, durch so viele Stunden von Dir getrennt. Ich kann nicht

zu Dir hin. — Stirb nicht, Mathilde! es kann, es soll nicht sein! — Du lebst, Du lebst gewiß, denn mein Herz hebt sich ja noch in hoffendem Beben, wenn ich Dein gedenke.

Nur eine Stunde möchte ich bei Dir sein, nur eine Stunde an Deinem Lager knieen und Dich sehen! Und sagen möchte ich Dir, Du einzig Geliebte, daß ich sehr elend mich fühlte, trüge ich die Schuld Deines Leidens.

Thor, der ich bin! ich schreibe Dir, und doch weiß ich, daß die Nacht des Fiebers Dich umhüllt, daß Du den Brief nicht lesen wirst. Wenn ich nur bei Dir wäre! daß mein Wort Dein Ohr erreichte, meine Lippen Deine Hände berührten.

Mich dünkt, aus dem starren Schlummer des Todes müßten meine Lippen Dich zum Leben erwecken, meine Küsse Dich wieder erwärmen können. Und wenn es dennoch wäre? dennoch wäre! wenn ich Dich verloren hätte! —

25.

Edmund an Mathildens Mutter.

Theure Mutter! ich beschwöre Sie, geben Sie mir täglich Nachricht von Mathilde. Was Sie auch leiden mögen an dem Bette der Geliebten, unter dem Anblick ihrer Schmerzen, Sie sehen sie doch! Sie sind bei ihr.

Fern von dem Wesen, das ich am meisten liebe, trifft mich Ihr Vorwurf, daß ich die Ursache sei von Mathildens Erkranken, mit vernichtender Schwere. Darum geben Sie mir Nachricht, denn ich zähle die Stunden des Tages und

der Nacht, die mir nicht wie Ihnen durch die thätige Sorge für die Geliebte verkürzt werden. Von Zeit zu Zeit fahre ich aus diesem dumpfen Brüten empor, weil ich meinen Namen rufen höre. Es ist unwiderleglich Mathildens süße Stimme, die ihn ruft, und immer fürchte ich, daß ich den geliebten Ton nicht wieder erklingen höre, daß er zum letztenmale, ihr Todesseufzer, an mein Ohr gedrungen ist. Sagen Sie mir nicht, dies sei ein Spiel meiner überreizten Phantasie, eine Nerventäuschung! Ich will es nicht glauben, da mein Herz aufjubelt in Freude, wenn die liebe Stimme mir immer wieder erklingt.

Welch Glück, daß Konrad bei Ihnen ist, daß Sie zu jeder Stunde seines Beistands sicher sind. Und nicht wahr, liebe Mutter! Sie werden mir täglich schreiben, Sie werden mir Nichts verhehlen — ich müßte es ja doch erfahren. Aber es wird nicht sein. Sie wird genesen. Ihr Brief ist nicht ganz hoffnungslos.

Leben Sie wohl, theure Mutter! ich wollte — doch der Brief muß fort, damit ich um so schneller Antwort erhalte. Möchte sie eine beglückende sein.

26.

Edmund an Mathildens Mutter.

Sie schreiben mir nicht und auch der Vater, auch Konrad, auf dessen Theilnahme ich hoffte, schweigen. Glauben Sie, ich sei zu schwach das Unglück zu ertragen? Wissen Sie nicht, daß ich es in dieser tödtlichen Ungewißheit, die mir doch keinen Zweifel mehr übrig läßt, tausendfach marternd empfinde?

Mathilde ist nicht mehr, wir haben sie verloren.

Ich bin ruhig und gefaßt, ich begreife den

Verlust vollkommen, seit ich nicht mehr hoffe. Wie könnte ich auch leiden oder gar weinen, da mir zu Muthe ist, als wäre ich erstarrt mit ihrem Tode. Ich habe sie so sehr geliebt. Sie war das Sonnenlicht, durch das die Erde mir schön und schöner erschien, je weiter es an dem Horizonte meines Daseins heraufzog. Meine schöne Mathilde! Meine warme, goldige Sonne!

Gewiß ich werde leben ohne sie! ich werde wirken, schaffen, wollen, so gut ich es vermag. Ich werde die Pflicht der Thätigkeit gewissenhaft erfüllen, die die Natur uns mit der Gunst des Daseins auferlegte; aber ohne Liebe, ohne Glück arbeitet man genußlos, wie ein Tagelöhner, der in kalten, trüben Wintertagen, denen die Sonne ihr Licht entzog, traurig die Stunden zählet bis zur Nacht.

Arme, arme Eltern! wie unglücklich sind wir! wie freudlos werden wir leben ohne sie! Und ich wäre es, ich! der durch meinen letzten Brief

ihre Krankheit hervorgerufen hätte? ich hätte sie uns geraubt? ich hätte sie getödtet?

Ach, theure Mutter! nehmen Sie das Wort zurück! Wie soll ich denn leben mit dem Gedanken, der eine Verdammniß in sich schließt? Kann denn das Licht der Wahrheit auch in der sorgsamen Hand der Liebe zum verzehrenden Feuer werden, das unser Theuerstes vernichtet?

Nehmen Sie das Wort zurück, liebe Mutter! damit ich Muth behalte zu leben für Sie, für den Vater, denen ich den Engel raubte. Nehmen Sie das eine Wort zurück. Aus Barmherzigkeit erfinden Sie Ursachen für die Krankheit — ich will, ich muß sie glauben, wenn ich leben soll.

27.

Konrad an Edmund.

Verehrter Herr! Frau von S. trägt mir auf, Ihnen mitzutheilen, daß nach einer glücklichen Krisis der Zustand von Fräulein Mathilde sich plötzlich gebessert hat und daß, wenn nicht besonders ungünstige Zufälle eintreten, die Gefahr vorüber ist.

Frau von S. ist in Folge der Nachtwachen und der Angst zu sehr angegriffen, um Ihnen selbst zu schreiben. Sie läßt Sie daher ersuchen, für das Fräulein umgehend einen Brief einzusenden,

damit sie ihn vorfindet, sobald sie im Stande ist, ihn zu lesen. Er muß jedoch vorsichtig abgefaßt sein, damit er in ihr keine Art von nachtheiliger Gemüthsbewegung hervorruft.

In den nächsten Tagen denken Frau von S. und ihr Gemahl Ihnen selbst zu schreiben.

28.

Konrad an Rudolf.

Rudolph! ich habe ihr das Leben erhalten und nicht für mich; das ist ein Moment, in dem Himmel und Hölle zusammengrenzen, ein Moment, in dem Wahnsinnschauer die Seele durchzucken.

Tage und Nächte hindurch habe ich an ihrem Lager gesessen, ihre Pulsschläge gezählt, ihre Mienen belauscht und gezittert in grimmem Zorn, wenn nur Edmund's Namen vernehmlich aus ihren Phantasien hervortauchte. Einmal in einer furchtbaren Krisis hatte sie meine Hände ergriffen, und

preßte sie, Edmund! Edmund! rufend, heftig an ihre Lippen. Kannst Du ahnen, was man dabei empfindet?

Wenn ich in pünktlicher Sorge mich an die Verordnungen des Professors hielt, wenn ich sah, wie die Mittel wirkten und Besserung hoffte, dann packten mich die Furien der Eifersucht und ich wünschte ihren Tod. Ich wünschte Verlängerung des Zustandes, in dem ich an ihrem Lager sitzen, ihren Schlummer bewachen, ihr Haupt auf meinem Arme ruhen lassen konnte. Und als die Macht der Krankheit wuchs, als der entscheidende Moment gekommen war und die Nacht des Todes anfing, ihre Dämmerung über sie auszubreiten, da war mir es, als müsse ich sie sterben lassen und dann sterben neben ihr, sie Edmund zu entreißen.

Aber das währte nur einen Augenblick. Ich fühlte die Verantwortung, die ich auf mich nahm durch ein gewaltsames Mittel, das einzige, das

helfen konnte, ihr Leben zu erhalten. Es gab keine Wahl. Ich selbst schnitt die goldigen, wundervollen Flechten von ihrem Haupte, und ein Sturzbad erhielt sie — — ihrem Bräutigam. Ich habe eine ihrer Locken bewahrt, ohne daß es Jemand ahnt. Das kann Edmund mir gönnen, er, dessen Kälte sie dem Tode entgegentrieb. Die Locke soll mich nie verlassen.

Ich mußte Edmund melden, daß sie lebe, für ihn leben werde. Es ist mir schwer geworden. Ich wollte mit einer gewöhnlichen Höflichkeitsform den Brief beenden, ich wollte sagen: »Es freut mich, Ihnen diese Mittheilung zu machen,« ich konnte es nicht.

Mathilde schlummert, ich habe den Eltern versprochen, hier im Nebenzimmer ein wenig zu ruhen. Eine unendliche Wehmuth ist über mich gekommen; ich möchte weinen wie ein Kind.

Marianne ist mit Gritli heruntergekommen, Mathilde zu pflegen; ich habe mit ihr an Mathildens Bette gewacht. Meine Seele ist todt müde, ich wollte, ich schliefe sehr lange und sehr tief, und erwachte in Frieden mit mir selbst.

Warum wird denn das Gute uns so ganz werthlos, wenn wir das Bessere erkennen? Warum kann ich die gute Marianne nicht mehr lieben, die so liebevoll für mich war, so mitleidend in meiner Todesangst um Mathilde.

Sie sind so gut die Menschen alle und Mathilde lebt — aber mir hilft das Alles nicht. Ich muß fort in die Welt, weit, weit fort, denn hier zu bleiben halte ich nicht aus. Mir ist, als müßte die Ferne mir neue Gedanken, neue Anschauungen und den Frieden geben, den ich verloren habe. — Wo aber ist Friede für mich ohne sie?

Ehe Mathilde das Haus meiner Eltern verlassen hat, kehre ich nicht zurück; dann an's Examen und darauf fort in die Welt, aber rastlos immer weiter fort, damit ich über dem Rasseln der Wagenräder mein Herz nicht höre.

29.

Edmund an Mathildens Mutter.

Sie lebt und wird uns erhalten bleiben, schreibt mir Konrad! Höchstes Glück lohne ihm diese Verkündigung. Dem Schmerze gegenüber hatte ich Kraft, ich erliege der Freude. Vergeben Sie, ich kann nicht schreiben, als an meine Mathilde! Aber tausend Dank, lieber Konrad, für diese Botschaft des Heils!

30.

Edmund an Mathilde.

Mathilde! Du lebst mir wieder! und Konrad giebt die besten Hoffnungen, verkündet zuversichtlich die Genesung. Ich darf Dir schreiben, er meint, Du werdest im Stande sein, den Brief zu lesen, wenn er zu Dir kommt.

Was mußt Du gelitten haben, Geliebteste! als Du mich riefest in den Stunden des Schmerzes, so innerlichst nach mir verlangend, daß der Wunsch vernehmlich zu mir durch die Ferne drang. Mathilde! ich war gewiß, Dich verloren zu haben,

fühle wie das Glück mich durchbebt, Dich wieder zu besitzen.

In frevelndem Kraftgefühl habe ich mir oft gewünscht, das höchste Glück und das tiefste Leid der Erde zu empfinden. Ich habe gewähnt, es müsse mit dem bewußten Gefühl des Erlebens noch Glück im tiefsten Schmerze liegen. Jetzt weiß ich es anders. Jetzt weiß ich, daß in dem gräßlichen Gedanken, durch Mißverstand das geliebteste Wesen getödtet zu haben, sich eine Hölle voll Verzweiflung birgt, aus der die Seele sich nur schwer, nur langsam wieder zum Licht emporhebt.

Stunden, Tage, Nächte hindurch habe ich dagesessen und gedacht, ob es denn dem Geiste ganz unmöglich sei, in die Ferne zu dringen, ob er seine Schranken nicht durchbrechen könne? ob der menschlichen Natur kein Wunder gelinge, wenn auf einem Wunder allein ihr Glück, ihr Trost beruhen? Ich, ich habe so gedacht, geträumt, in

demselben Augenblicke, in dem ich einsah, daß solch ein Denken kindische Thorheit enthalte.

Jetzt erst weiß ich, was es heißt, gefangen sein! Und wie nach dem christlichen Glauben der Todesschmerz eines Menschen genug that für die Sünden der ganzen Menschheit, so müßte die Qual, die ich erlitten in den Martern dieses Gefangenseins, genug thun für Alle, denen Gefangenschaft auferlegt wird.

Ich wollte zu Dir mit aller Kraft des Willens, und in meine Zelle gebannt, konnte ich Dich nicht erreichen. Ich wußte, meine Mathilde verlangt nach mir in tödtlicher Sehnsucht und ich mußte bleiben unter Menschen, denen meine Anwesenheit das Gleichgültigste von der Welt war. Ich hörte Posthörner erklingen, hörte das Pfeifen der Lokomotiven von dem nahen Bahnhofe, Vögel und Wolken zogen ihren Weg durch die Welt — und ich war festgebannt, während meine Mathilde mit dem Tode rang.

Eine tiefe Verachtung gegen die Schwäche unserer Menschennatur kam über mich. Es schien mir werthlos, ein Dasein zu leben, das so abhängig ist von Zeit und Raum. Wie in den Tagen der ersten Jugend verlangte ich wieder nach Vollkommenheit der Kraft, nach Allmacht. Und im nächsten Augenblicke brach ich beschämt zusammen vor dem Bewußtsein, wie elend ich den kleinen Theil der Erkenntniß gemißbraucht hatte, der mir geworden ist. Mit dem Funken des Prometheus hatte ich Deinen Frieden und Dich selbst vernichtet. Ich habe schwere Stunden verlebt! Sie sind vorüber! Ich muß, ich will ruhig sein, es ist ja Alles überstanden. Aber Du wirst in der Schilderung dieser vergangenen Leiden die Liebe Deines Edmunds erkennen, und sein Glück, Dich neugeschenkt, sein eigen zu wissen.

Ich sehe Dich vor mir mit Deinem Krankenhäubchen in Deinem kleinen Schlafgemach; es ist seit vielen, vielen Tagen der einzige Punkt ge-

wesen, auf dem meine Gedanken gehaftet haben. Ich sehe, wie die Eltern, wie Konrad sich an dem ersten Wiederaufleben Deiner Kräfte erfreuen, und nicht wahr, ich täusche mich nicht, wenn ich glaube, daß Deine ersten bewußten Blicke sich auf das Bild eines Mannes richteten, das seit Jahren zu Häupten Deines Lagers hängt, und dessen Liebe über Dir wacht, weil Du sein höchstes Gut bist.

O! daß der schöne Strahl Deines blauen Auges statt des leblosen Bildes mein Auge berührte! Daß ich es wäre, der Dich die ersten Schritte durch das Zimmer leitete! Ich weiß, Du bist von Liebe, von Freundschaft umgeben, Du entbehrst keine Art der Hülfe, des Beistandes, die Eltern sorgen für Dich, Konrad ist da, aber wie oft hast Du mir gesagt, kein Arm stütze Dich so sicher und bequem als der meine!

Sieh nur, wie ungroßmüthig ich bin, mein liebes Herz! ich zeige Dir ein Gut, ich erinnere Dich selbstsüchtig an eine Bequemlichkeit, die ich

Dir nicht bieten kann, obschon sie Dir jetzt wohl am erwünschtesten sein möchte. Glaube mir, es schmerzt mich sehr, daß Konrad Dir statt meiner hülfreich ist; darum laß mich in dem Gedanken Trost finden, daß mein Beistand Dir der willkommenere wäre.

Hast Du denn sehr gelitten, liebe Mathilde? Hast Du gewußt, wie krank Du warst? und hat nicht der Gedanke an mich Dich festgehalten im Leben? Ich weiß, Du hast in Deinen Fieberträumen nach mir verlangt, denn ich habe den Ruf Deines armen, von mir gequälten Herzens empfunden, ich habe ihn erklingen hören von Deiner Stimme. Dann habe ich all mein Denken, all mein Fühlen, die ganze Kraft meines Wesens concentrirt in dem einen Gedanken: »ich liebe Dich!« das war die Antwort, die ich für den Ruf Deines Herzens hatte.

Ich liebe Dich, Mathilde! Lebe für unsere Liebe! und sobald Du es vermagst, laß mich ein

Wort von Deiner Handschrift sehen, aber wirklich nur ein Wort als Lebenszeichen, als Talisman der Hoffnung. Du mußt Deine Kraft noch recht lange schonen, ich bitte Dich darum, liebe Mathilde! Ja mehr noch, ich verbiete Dir, mir mehr als ein Paar Worte zu schreiben. Du hast mir so oft gesagt, ich sei Dein Herr, daß ich nun endlich Gebrauch mache von diesem Rechte über Dich.

Leb wohl mein süßes, süßes Kind! ich küsse Deine lieben Hände, Dein liebes Haupt, Deine bleichen Lippen. Ich lehne Dein Köpfchen an meine Brust ganz fest und still, und laß Dich ruhen und schlummern in meinen Armen, damit Du neugestärkt erwachst, und ich der Erste bin, der die Gesundheit strahlen sieht aus Deinen Augen, wenn Du sie erwachend hebst. Wie schön bist Du, mein Engel! wenn Deine schlummernden Augenlieder sinken und der Schatten der langen Wimpern auf Deine Wangen fällt!

Warum sehe ich es denn nur im Geiste? Daß es endlich, endlich mir wieder zur beseligenden Wirklichkeit würde! — Die ganze Fülle meiner Liebe als Segen über Dich, Du heißgeliebtes Weib! —

31.

Edmund an Konrad.

Mein werther Freund! denn ein Freund ist mir der Mann, der mir das Leben meiner Braut erhalten hat, und ihr Beistand gewesen ist in schwerem Leide. Ich höre mit großer Befriedigung von meiner Schwiegermutter, daß Sie die Meinen nach Vevay begleiten werden, wo diese bis zum Beginne des Winters bleiben wollen, um meiner Braut durch das mildere Klima die Genesung zu erleichtern. Aber meine Schwiegermutter schreibt mir zugleich, Sie hätten es ab-

gelehnt, irgend eine Entschädigung für den Zeitaufwand anzunehmen, den Mathildens Krankheit Sie gekostet hat; Sie hätten es abgelehnt, den Meinen später nach Paris zu folgen und dort Ihre mediciniſchen Studien mit deren Beihülfe zu beenden. Das ſcheint mir Unrecht in jeglicher Beziehung.

Ich komme in ein wunderliches Verhältniß zu Ihnen, lieber Konrad! Ich bin Ihnen und Ihrem Denken vielleicht ein Fremder, während Sie mir ſo nahe ſtehen als meiner Braut. Mathilde hat die Gewohnheit, täglich für mich ihre Erlebniſſe aufzuzeichnen. So kenne ich auch aus dieſen Berichten Ihr Begegnen mit meiner Braut, ich kenne Sie ſelbſt in der Weiſe, in der Mathilde Ihre Perſönlichkeit erfaßte, und weiß, daß Ihre Seele an mancher Verletzung krankt.

Sie wollen Arzt werden, Sie ſind es ſchon, und ich vor Vielen habe Ihnen für Ihre Wirkſamkeit zu danken. Iſt es Ihnen nie begegnet,

daß Sie einen Menschen an sich vorübergehen sahen, dessen leidendes Aussehen Sie aufforderte, ihm Ihren Beistand anzubieten, ohne daß er ihn verlangte? Und haben Sie sich für zudringlich gehalten, wenn Sie in solchem Falle theilnehmend Ihren Rath aussprachen? Sicher nicht!

So, lieber Konrad! mißdeuten auch Sie mich nicht, wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten dränge und Ihnen zurufe, was ich Mathilden seit Jahren wiederhole: »suchen Sie das Ideal in sich auszubilden, ohne es in der Außenwelt, von andern Menschen — von den gegebenen Zuständen zu verlangen.«

Ich kenne Ihr Verhältniß zu Ihrer Braut, die Absichten und Wünsche Ihrer Familie, Ihren Vorsatz, diese nicht zu erfüllen Ich weiß, daß ein unedles Wort des Grafen Robert Sie verletzt und Ihre Unzufriedenheit mit den Lebenskreisen, welchen Sie angehören, gesteigert hat; und ich irre mich kaum, wenn ich annehme, daß

die Bekanntschaft mit meiner Braut, und das Anschauen ihrer geistig entwickelten Persönlichkeit, Sie in Ihrem Entschluß gegen die Verheirathung mit Ihrer Cousine bestärkt hat.

Sie sehen, lieber Konrad! ich brauche mit dreister Hand die Sonde, um die Wunde aufzudecken, die in Ihnen blutet; aber Sie haben mir das Glück meines Lebens erhalten, wie sollte ich nicht für Sie das Gleiche zu thun wünschen, besonders da Ihre Zukunft alle Mittel zur Zufriedenheit in sich birgt.

Sie haben jetzt das Glück, Bürger eines freien Staates zu sein, keinem Gesetze unterthan, als dem selbstgegebenen. Das ist ein großes Heil! Was Sie wirken, was Sie fördern, Sie thun es dem eigenen, freien Heerde, dem Lande, das Ihr eigen ist. Sie sind Herrscher in Ihrem Lande. Wie können Sie sich verletzt fühlen von dem Spotte des Grafen? dieses Mannes, der wie ein Hoflakei den Rücken krümmt, sobald ein

fürstlich Wickelkind vorübergefahren wird? Sie, der Bürger eines freien Landes, das jedem Unterdrückten Zuflucht bietet, Sie dürfen mit Stolz herabsehen auf einen Fürstendiener, der ohne selbstständigen Willen aus blindem Gehorsam um Geld und Orden die Völker knechtet und verkauft.

Glauben Sie mir es, Konrad! wir gehen einer Zeit entgegen, deren Hauptreform darin bestehen wird, daß sie uns zur gesunden Anschauung, zur richtigen Werthschätzung der ursprünglichen Zustände zurückführt. Ein falsches, von dem trägen Hofgesinde, von der arbeitsunfähigen Ritterschaft ausgesonnenes Ehrengesetz, hat die Ansichten allmälig verwirrt. Es gilt für ehrenvoll, Geld anzunehmen für das Nichtsthun als Kammerherrn, als Hofbeamter; es gilt in vielen Fällen für erniedrigend, Geld zu empfangen für brav geleistete Arbeit. Auch Sie, Konrad! sind von dieser falschen Anschauung nicht freigeblieben.

Sie fühlen sich gedemüthigt, von Ihrer Tante, von Ihrer Braut die Mittel anzunehmen, sich zum Besten Ihrer Mitmenschen auszubilden; Sie fühlen sich beleidigt, wenn die Eltern meiner Braut aus ihrem Ueberflusse Ihnen zu gleichem Zwecke eine Summe anbieten; sie, die Ihnen für das Leben ihrer einzigen Tochter zu danken haben. Das ist ein ungesundes Empfinden, Konrad!

Ich bin in gleicher Lage wie Sie. Ein kleines Gut, das ich besitze, ist vernachlässigt, mit Schulden belastet durch meine Vorfahren, die es nicht vermochten unter der Fremdherrschaft zu leben, und sich im Auslande aufzuhalten pflegten. Mich selbst haben die Zustände des Vaterlandes bis jetzt fast immer von demselben fern gehalten. Ich habe wenig thun können zur Verbesserung meiner Lage, ich bin arm zu nennen neben dem Vermögen von Mathildens Eltern. Aber ich habe Welt und Menschen kennen lernen, und gerade deshalb bin ich ruhig in dem Bewußtsein, meiner

Braut nicht zu wenig zu bieten, wenn ich ihr einen ganzen Menschen in mir gebe.

Sind Sie das, Konrad! so werben Sie dreist um das reichste, edelste Weib der Welt, treten Sie dem stolzesten Manne mit Sicherheit entgegen — es ist Niemand mehr. Ein ganzer Mensch aber kann man sein auch hinter dem Pfluge; mit der Grabscheit in der Hand sowohl als mit der Sternenkarte, mit dem Pinsel, wie mit dem Schwerte. Man kann ein ganzer Mensch sein in jedem Verhältniß, nur nicht ohne Freiheit; denn Knechtschaft hemmt jede Entwicklung.

Gehen Sie mit den Meinen nach Paris, gönnen Sie ihnen die Freude, Ihnen förderlich zu sein, werden Sie ein tüchtiger Arzt, ein ganzer Mann, der ruhig dasteht im Gefühl des wahren Menschenwerthes. Dann kehren Sie heim in Ihre Berge und wirken Sie nach jener Erkenntniß, die Ihnen sicher kommt, je länger Sie in der Gesellschaft leben. Sie werden Ihre Braut,

den schlichten, treuen Sinn des Landmädchens liebend verehren lernen, wenn Sie erst die Mehrzahl der Frauen aus der großen Welt gesehen haben werden. Mathilde selbst stellte mir als das Ideal, nach dem sie strebte, Ihre Mutter dar und deren häusliches Walten.

Das reine Herz und der gesunde Verstand eines so jungen Mädchens wie Ihre Braut, können Alles erreichen, sich zu Allem vollenden, wenn sie nicht niedergehalten werden von Nahrungssorgen, und wenn Sie der Mann sind, ein Weib zu bilden. Das aber ist, ich habe es erfahren, so verlockend als schwer.

Marianne ist reich für die Verhältnisse, in denen Sie leben werden, schlagen Sie das hoch an. Der Besitz ist eine freiheitgebende Macht. Aendern Sie Nichts an den Planen, die für Ihre Zukunft entworfen worden sind. Wenn Sie die Welt mehr kennen gelernt haben, als es jetzt der Fall ist, werden Sie Ihr Loos segnen.

Nehmen Sie dies Freundeswort einfach und willig auf, wie es sich Ihnen bietet, und möchte es Ihnen förderlich werden. Sie behüten mir das Theuerste, das ich besitze, meine Braut; ich vertraue sie Ihnen und bleibe immerdar Ihr Schuldner.

32.

Mathilde an Edmund.

Ich lebe, das heißt: ich liebe Dich! — Du willst nicht, Geliebter! daß ich Dir schreibe, auch die Mutter und der gute Konrad verbieten es mir noch. Da muß ich wohl gehorchen.

Nur seinen geliebten Namen laß mich noch schreiben, liebe Mutter! nur noch Edmund! Edmund! mein geliebter Edmund! Ewig Dein! Wir reisen übermorgen fort. Ewig Dein! —

33.

Konrad an Rudolf.

Vevay.

Mein Leben hat einen wunderbaren Umschwung erlitten, theurer Freund! Wir werden uns für das Erste schwerlich wiedersehen.

Ich habe Mathilde und ihre Eltern nach Vevay begleitet, und gehe mit ihnen nach Paris, wo ich unter ihrem Beistande meine Studien beenden soll. Anfangs bedenklich, dies Erbieten anzunehmen, mich von Fremden abhängig zu machen, haben die Güte der alten Leute, Mathildens freundliches Drängen und endlich ein Brief von Edmund mich dafür bestimmt.

Ich werde sie begleiten, ich werde bei ihr sein, sie täglich, stündlich sehen! Meine Eltern sind mit meiner Reise einverstanden, meine Tante ist es nicht. Marianne, das gute, liebe Kind, fühlt sich durch Mathilde beruhigt, der sie ihr besorgtes Herz entdeckte, und die sich für mich verbürgt hat. Wie konnte sie das wagen? — Sie, die es wissen müßte, daß ich sie anbete wie eine Gottheit, hätte ihre Seele für etwas anderes Raum, als für ihre Liebe zu Edmund!

Wir bleiben einige Wochen hier. Mein Zimmer liegt neben Mathildens Wohnung, ich höre den Ton ihrer Stimme im Gesange, ihre Phantasien am Klavier, und fliehe jeden Gedanken an die Zukunft, jeden Rückblick in die Vergangenheit, um mich ungestört in mein jetziges Glück versenken zu können.

Edmund's Brief war edel, verständig und kalt, wie Alles, was von diesem Manne kommt. Wie hasse ich den Ton seiner Ueberlegenheit; er

urtheilt, wo er empfinden sollte. Ich glaube er ahnt es, was in meiner Seele brennt, er will mein Freund sein, damit die Braut des Freundes mir heilig bleibe. Als ob es dieser Mahnung bedürfte, neben dem stillen Zauber ihres Wesens, der das Feuer meines Innern wirksamer beschwört, als jede andere Macht!

Mathilde erblüht strahlender als zuvor; sie ist heiter wie ein Kind, traulich wie eine Schwester gegen mich; ich lebe wie jene verzauberten Prinzen auf den Feeninseln, ein Dasein der glücklichsten Gegenwart in traumesstiller Wonne. Und wenn es ein Traum ist, wecke mich nicht, keine Wirklichkeit kann mich dafür entschädigen.

34.

Mathilde an Edmund.

Dies, mein Herzensfreund! soll nun der erste lange Brief für Dich werden, den ich aber doch noch in einzelnen Absätzen werde schreiben müssen.

Ich habe mich in der ersten Zeit der Genesung vielmals in dem Spiegel betrachtet und gefragt, ob ich Dir wohl gefallen könnte, wenn ich so mager und elend bleiben, mein Haar nicht wieder wachsen, meine Farbe nicht wiederkommen sollte? Eine innere Stimme hat mir dann ein

so freudiges Ja zugerufen, daß dies sicher zu meiner schnellen Herstellung geholfen hat.

Jetzt bin ich schon wieder meines Körpers Meister, und würde mich von Herzen dieser Gegend freuen, fiele mir das Genießen ohne Dich nicht immer schwerer. Die Zeit verändert Nichts an einem gerechten Schmerz.

Hier scheint die Sonne noch goldig warm auf die rebenumkränzten Ufer des Genfersees herab; Monatsrosen und Herbstblumen zieren duftig die Terrasse, die sich vor meinem Zimmer über dem See erhebt; ein schöner Farbenton liegt noch über den Bergen, und selbst das Eis und der Schnee auf dem Dent du midi und Dent du Morque sehen nicht kalt aus. Sie haben im Sommer so viel goldene Wärme von der Sonne eingesogen, daß es noch vorhält und wiederstrahlt, jetzt, wo die Sonne sich entfernt. Sieh, Edmund! so ist es mit der Liebe auch! Laß uns so warm, so innig lieben in den Tagen

unserer Jugend, daß noch der Schnee des Alters sich mit der Rosengluth unserer Erinnerung schmückt, und wir nicht merken, wenn es Winter wird.

Du verlangst zu wissen, wann und wie ich erkrankte? Eine letzte entscheidende Unterredung mit dem Grafen, harte Vorwürfe meines Vaters, die Thränen und Klagen meiner Mutter hatten mich furchtbar erschüttert. Wollte ich Dich, mein theurer Edmund, beruhigen über den Vorwurf, den meine Mutter Dir machte, und den Du selbst Dir nur zu sehr angeeignet hast, ich würde Dir sagen: weil ich so aufgeregt war, mißverstand ich Deinen Brief und litt davon. Aber es ist nicht so. Ich bekenne Dir vielmehr, ich habe seit Monaten gelitten durch Deine Briefe, weil ich zu dem Bewußtsein gelangt war, daß ich mich in einem, meiner Seele unnatürlichen Zustande bewegte auf dem Gebiete Deiner Weltanschauung.

Die Krankheit hat diese Spannung gebrochen. Sie war die Krisis, welche Gott herbeiführte, mich auf's Neue glücklich zu machen, und mir durch den wiedergewonnenen Glauben an ihn, die verlorne Ruhe zu gewähren.

Als ich Dir zuletzt geschrieben hatte, war ich in tiefer Verzweiflung. Meine traurigen Gedanken zu verscheuchen, machte ich einen Spaziergang mit Konrad, bei dem ich ohnmächtig geworden bin. Er führte mich heim, man legte mich zu Bett, mein Kopf schwindelte, als ob ich in den schaurigsten Abgrund sähe. Da faßte mich, so schien es mir, plötzlich deine Hand, und Du hobst mich fliegend empor, hoch und immer höher. Je mehr ich zitterte, je fester schlossest Du mich an Dich.

So schwebten wir lange fort und ich schwankte zwischen Todesangst und zwischen der hohen Wonne, Dich wieder zu haben, Dich befreit zu wissen. Wir hatten lange schon die Gipfel der höchsten Berge

überflügelt, nur noch ganz von fern sah ich die Erde, die sich wie ein kleiner Stern in der Tiefe bewegte. Ein flammendes Lichtmeer that sich vor uns auf, dessen Glanz mich blendete, so daß ich die Augen schließen mußte, während Dich das Licht entzückte.

»Das ist die Nähe Gottes!« rief es in mir, und ich bat Dich, mich niederknieen und anbeten zu lassen, als Du mit tönender Stimme die Worte spracheſt: »Das ist der Geist des All's, nun kehren wir zurück in seinen Schooß, in dem ewiges Leben, ewiges Werden ist!«

Dabei breiteteſt Du Deine Arme in hoher Freudigkeit dem Lichte entgegen und ich sank hinab, tief und immer tiefer zur Erde, bis mich die dunkelblauen Eisspalten der Gletscher aufhielten, in denen ich allmählig erstarrte, während mein Auge noch immer Dich suchte im Lichte und in der Wärme. — Ich kann dies

Entsetzliche noch immer nicht denken, ohne es wieder zu empfinden.

Derselbe Traum — oder laß mich es lieber ein Gesicht nennen, denn auch die Träume kommen von Gott und können uns heilsam werden — wiederholte sich auf dem Höhenpunkte meiner Krankheit. Ich durchlebte ihn zum zweitenmale in ganz gleicher Weise. Aber als Du wieder Deine Arme ausbreitetest, als ich zu sinken fürchtete und in dem Eise zu erstarren, da faßte mich eine unsichtbare Hand, die mich emporhob, zurück an Deine Brust, während aus dem Lichtmeer die Worte ertönten, die Du so oft in Rührung vor mir ausgesprochen: »Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! — Gefühl ist Alles, Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth!«

Sie klangen mir wie Gottesgruß. Alle Trauer wich von mir, ich rief, die Hände faltend: »Gott! mein Gott!« — und während ich still in tiefer Seele ein frommes Gebet meiner Kindheit

sprach, verließen mich Schwindel, Angst und Schmerz. Ich fühlte mich frei, in dem Elemente der Luft heimisch und leicht. Nicht getragen von Dir, sondern mit eigenen, mächtigen Flügeln, mich selbst erhaltend neben Dir, knieten wir Beide im Aether, das Lichtmeer anzubeten, Jeder auf seine Weise. Ich weinte vor Freuden und lehnte mein Haupt an Dich mit einer seligen Ruhe, wie ich sie seit Jahren nicht mehr empfunden hatte.

Mich dünkt, dann habe ich lange erquickend geschlafen und gar keine Schmerzen mehr gehabt. Als ich erwachte, Dich suchte, sagte man mir, daß ich lange krank gewesen und auf dem sichern Wege der Genesung sei. Wie dankte ich Gott für mein Leben! wie glücklich war ich, wieder leben zu können für Dich.

Mein Herr und Arzt, der gestrenge Konrad, kommt mir zu melden, dies lange Schreiben sei mir schädlich, ich müsse enden für jetzt. Ich glaube

aber, er hat Langeweile und möchte, daß ich mit ihm plaudere. Sehen Sie, Konrad! was ich schreibe? Beklagen Sie den armen Edmund nicht, der nur diese todten Worte erhält, während Sie das Glück meiner Gegenwart genießen? —

Auf morgen denn, mein Edmund! und viele Küsse Dir zur guten Nacht.

Morgens.

Wir leben hier ganz so gleichmäßig als in Interlacken. Ich fahre mit den Eltern aus, gehe mit Konrad nach wie vor spazieren, er rudert mich auf dem See umher, wir lesen zusammen, und er wird so wenig müde, nach Dir zu fragen, von Dir zu hören, als ich von Dir zu sprechen.

Da er viel jünger ist als Du, und ganz weltunkundig, kann ich ihm nicht böse sein, wenn er Dein Wesen nicht versteht. Deine Ruhe scheint seiner lebhaft bewegten Jugend nicht die

Folge der Erfahrung, sondern Kälte zu sein, Deine Weltanschauung, Deine religiösen Ansichten sind ihm fremd. Diese letztern sind der einzige Punkt, in dem ich mit Konrad sympathetischer fühle als mit Dir, der wie wir katholisch ist.

Seit unserer Verlobung hatte ich um Deinetwillen das Abendmahl nicht mehr genommen, so sehr die Eltern dies mißbilligten. Jetzt nach meiner Genesung trieb es mich dazu. Ich gestand dies den Eltern, sie umarmten mich unter Freudenthränen, und wir beschlossen, an einem der nächsten Tage die heilige Handlung zu begehen. Abends sprach ich mit Konrad von diesem Vorsatz, als wir, von den Bosquets heimkehrend, noch das Plateau bestiegen hatten, auf dem die Kathedrale liegt.

Du kennst die Schönheit dieses Platzes. Hoch über der Stadt, von riesigen Bäumen beschattet, ruht der ehrwürdige altersgraue Dom. Es

war nach Sonnenuntergang, man läutete zur Nacht. Einzelne Spaziergänger wanderten vorüber, Knaben spielten auf dem Platze und kletterten auf der Brüstung umher. Schlafdämmernd, wie nahende Träume, senkten sich die blauen Abendschatten auf das Städtchen im Thal herab, vom Dent du midi fiel der Wiederschein des Alpenglühens röthlich über den Spiegel des Sees. Ganz hell unterschied man noch die Felsen von Meillerie und die hochgelegenen Flecken und Dörfer des jenseitigen Ufers. Das Dampfschiff zog still mit seiner Rauchsäule dem Hafen von Ville neuve entgegen, als trüge es lauter müde Kinder zur Ruhe.

Die Stille that mir wohl, die Ruhe in der Natur stand in schönem Einklang mit dem Frieden, der meine Seele erfüllt, seit ich mit meinem Gotte wieder Eines geworden, auch Dich ruhiger und besser liebe als zuvor. Ich sprach dies gegen Konrad aus.

»Wohl Ihnen!« rief er, und dann nach einer Pause: »daß auch ich sagen könnte, ich habe Frieden!«

»Suchen Sie ihn ernstlich, Konrad! und Sie finden ihn.«

»Und wie, und wo?«

»In sich und im Gebet. Ich nehme mit meinen Eltern seit langer Zeit zum erstenmale wieder das Abendmahl. Sie sind der Unsern Einer, gehen Sie mit uns; und wenn ich Gott danke, daß er mich noch leben ließ, will ich für Sie um Frieden beten, den er als Werkzeug brauchte, mich zu retten!«

Konrad war bewegt. Er gab mir die Hand als Zusage. Seitdem haben wir das Abendmahl genossen, und es hat Konrad sichtlich gut gethan. Er ist ernster, aber ruhiger geworden, hat auch auf meine Bitten zweimal seiner Braut geschrieben, und denkt liebevoller ihres Werthes als zuvor.

Wieder ermahnt man mich, nicht allzu lang zu schreiben, besonders da ich heute etwas angegriffen bin. So will ich enden, um mich für Dich zu schonen, theurer, theurer Freund!

Beim Beginn des Winters gehen wir nach Paris. Mir wäre die Stille dieses lieblichen Ortes willkommener als das Geräusch der großen Welt, und jede Reise ist mir eine Last, die mich nicht zu dem Ziele meiner Sehnsucht führt, zu Dir!

35.

Konrad an Rudolf.

Als schon die Welt dastand in ihrer ganzen Schönheit, erschuf Gott am letzten Tage die Krone der Schöpfung: das Weib! — Das Weib in seiner Verklärung ist das Ideal der Menschheit geblieben, die Kunst hat nichts Höheres erfunden als die Madonna, die das Weib ist in seiner erhabenen Schönheit und Reinheit. —

Ich habe sie mit Augen geschaut und an ihrer Seite gebetet zu Gott, daß er mir die Kraft gebe, sie nicht zu begehren, nicht mit dem Schat-

ten eines unheiligen Gedankens ihre Engelsfittige zu entweihen. Den Tod im Herzen habe ich mich Edmund angelobt, als treuer Wächter über sie für ihn.

Da war die heilige Handlung zu Ende; die Eltern umarmten die ihnen neugeschenkte Tochter, umarmten mich. Die Orgel rauschte in Jubelhymnen, die Wölbungen der alterthümlichen Kapelle schwammen im Morgengold der Sonne, und wie eine Madonna auf Wogen des Lichtes schwebte sie heran und ihre Lippen berührten die meinen.

Gott des Himmels! der Du die Gnade bist, warum starb ich nicht in dieser Stunde?

Ich hasse Edmund, und ich möchte ihn lieben können, weil sie es will. Ich könnte mein Leben für das seine in die Schanze schlagen um ihretwillen, und doch hasse ich ihn für sein kaltes: »ich vertraue sie Ihnen und bleibe immerdar ihr Schuldner!« Er weiß es also, daß ich sie liebe.

Sie ist sein, er wird sie besitzen und lieben,

wie man ein Weib liebt; sie wird die Mutter seiner Kinder werden und dann — dann will ich sie nie, niemals wiedersehen. Ich ertrage den Gedanken nicht!

Mathilde verlangt, daß ich an Edmund schreibe, seinen Brief beantworte — es muß auch am Ende wohl geschehen. Aber ihm danken? wie ist das möglich? — Was soll ich ihm denn sagen?

36.

Konrad an Edmund.

Die Güte, welche Sie, verehrter Herr! mir ohne mein Verdienst bewiesen haben, macht es um so strafbarer, daß ich Ihnen erst heute dafür danke. Fräulein Mathilde aber wird Ihnen bereits mitgetheilt haben, wie lebhaft mich Ihr Brief ergriffen hat. Ich habe auf Ihren Rath das Anerbieten des Herrn von S. angenommen und begleite die mir so gütige Familie nach Paris.

Sie selbst erklären Ihre Weltanschauung als ein Resultat Ihrer Erfahrungen, und üben des-

halb hoffentlich Nachsicht gegen mich, den Unerfahrenen, der Ihnen noch nicht überall beipflichten kann, am wenigsten, wenn Sie der schlichten, weiblichen Einfalt als eines Vorzuges, und der noch zu machenden Ausbildung des geliebten Weibes, als eines Glückes gedenken. Vielleicht muß man, um dieses zu empfinden, mehr als ich die eigene Bildung vollendet wissen; vielleicht auch dächten Sie selbst anders, besäßen Sie nicht in Ihrer Braut alle Vorzüge edelster Weiblichkeit vereint.

Sie sagen mir: »Trachten Sie in sich selbst klar zu werden, dann erziehen Sie sich Ihre Frau!« — Helfen Sie mir zu dem ersteren, sagen Sie mir, wie man sich der eigenen Achtung, der Liebe edler Menschen würdig macht!

Ich bin mit Widerstreben an diesen Brief gegangen, ich hatte Scheu vor Ihnen. Aber der Mann, den eine Mathilde lieben, so lieben kann, muß groß und edel sein. Ich muß Sie lieben, Sie verehren lernen oder Sie tödtlich hassen, denn

— das Wort muß ausgesprochen werden, wenn ich mich nicht verachten soll — ich liebe Ihre Braut!

Sie ahnt es nicht, mein Wort darauf, sie soll es nie von mir erfahren.

Von Ihnen, Edmund! erwarte ich mein Urtheil. Zögern Sie mit Ihrer Antwort, wenn Sie mich aus Mathildens Nähe verbannen; denken Sie, daß jede Minute neben ihr ein Glück ist für mich. Können Sie mir aber vertrauen, können Sie an die Festigkeit eines Mannes glauben, der Mathildens Liebe werth zu sein wünscht, auch ohne die Hoffnung, ihr dies jemals auszusprechen, dann sagen Sie mir sobald als möglich, daß ich bleiben darf.

37.

Edmund an Mathilde.

Wie sieht ein volles Briefcouvert aus liebster Hand uns freundlich an! — So oft ein solches von Dir, meine Mathilde! zu mir gelangt, zögere ich in vorahnender Freude, es zu erbrechen. Ich möchte, wie Kinder vor dem Weihnachtsbaume, lauschen und, durch die Spalte sehend, mich des Glanzes aus der Ferne freuen, ehe ich mir die ganze Pracht auf einmal gönne.

Da sage ich mir all die Liebesworte vor, mit denen Du mich schmückst, denke der Herzens-

freude, welche der letzte Brief mir brachte, und jedesmal weißt Du, Holde! meine Erwartungen zu übertreffen und liebenswürdiger zu scheinen, als noch je zuvor. Wie soll es denn erst werden, wenn die ganze Fülle Deiner Liebesschönheit mich wieder überfluthet, wie das Lichtmeer, dessen Glanz im Traume Dich geblendet hat? — Erhellt doch schon der Wiederschein Deines Wesens, der sich in diesem lieben Briefe spiegelt, meine Zelle so schön, daß gerade, als ich ihn erhielt und las, eine verspätete, flammende Nelke mitten in dem grauen Herbsttage die Hülle sprengte, um zu blühen. Die Pflanze danke ich der Gunst des Aufsehers, sie hat mir Freude gemacht in mancher trüben Stunde. Wie gern sähe ich die dunkelrothe Blume in Deinem lichten, schönen Haare prangen!

Dein Brief hat mich sehr gerührt. Die heilige Kindereinfalt Deines Traumes beschämt mich und meinen fanatischen Eifer. Ich wähnte Dir

die Gesetze der höchsten Freiheit zugänglich zu machen, meine Mathilde! während ich Dir mit unverständiger Härte eine Ueberzeugung aufzudringen strebte, welche nie die Deine werden konnte.

Nach Vollendung in sich ringen, das heißt vor Allem, gerecht und duldsam sein, und das Princip freier selbstständiger Entwicklung ehren in dem Nebenmenschen. Sieht doch mit dem leiblichen Auge jeder Mensch die Außenwelt, die in festen Umrissen vor ihm liegt, verschieden an, wie vielmehr muß dies der Fall sein mit jenen Bereichen, die uns nicht sichtbar, die uns nur durch Vermuthungen des Geistes erfaßbar sind. Und ich wollte Dich zwingen, in einer Weise zu sehen, die Deiner Anlage widersprach, ich konnte Dich tadeln, daß Du dieses nicht vermochtest! — Wie thöricht ist der Mensch in der Verblendung seiner Eitelkeit, wie gefährlich der Egoismus der Liebe!

Gewiß, Mathilde! vor ähnlichen Ungerechtig-

keiten bist Du künftig gesichert. Ich verberge Dir es nicht, und Du weißt es, Deine Anschauungsweise kann nie die meine werden; aber wir lieben Beide das Schöne, wir streben nach Wahrheit, wir wollen das Gute, dies genügt vollkommen, uns überall im Mittelpunkte unseres Wesens zusammenzufinden, wenn schon wir auf verschiedenen Wegen dahin gelangen. Laß uns denn unbeirrt aneinander halten in redlichem Streben, in fester gegenseitiger Liebe.

Mit wachsender Ungeduld sehne ich das Ende der Verhandlungen heran, denn noch immer glaube ich an meine Freisprechung; aber sollte ich selbst verurtheilt werden, so würde ich, wie ich mich kenne, die ungünstige Entscheidung leichter tragen, als diese quälende Ungewißheit. Kann man doch von dem Tage des Urtheils ab die Stunden zählen, welche uns von der Freiheit trennen, kann man sich doch sagen, daß jede überstandene Stunde uns ihr näher bringt. Die

Gewißheit ist ein Feind, dem man nur mit Muth begegnen muß, um ihn zu überwinden, die Ungewißheit ist ein lastendes Gespenst, ein Alpdruck, der unsere Kraft vernichtet, gegen den ein Kampf unmöglich ist. Ich habe jetzt oft die Empfindung gehabt, als wanderte ich in finsterer Nacht einem geliebten Ziele entgegen, dessen helle Fenstern mir von Bergeshöhen leuchtend winkten durch die Dunkelheit. Mit ungeduldiger Achtlosigkeit stürmt man, das Ziel im Auge, über Steine und Bäche, durch Dornen und Hecken, bis man plötzlich die Folge dieser Rastlosigkeit in tiefer Erschöpfung empfindet, wenn man endlich, dem ersehnten Lichte nahe, zusammenzubrechen fürchtet.

Ich klage Dir nicht oft, meine Mathilde! aber Du hast ein Recht auf meine Leiden, auf meine trüben, wie auf meine heitern Stunden. Ich bin müde, Mathilde! recht innerlich müde seit einigen Tagen. Der Mangel der Freiheit, die Sehnsucht nach Dir, ermatten mich. Was hilft

es, daß ich alle Theorien durchstudire, in denen die Weisheit vergangener und gegenwärtiger Tage, die Freiheit des Individuums, Zufriedenheit und Glück gesucht hat? Ein Gefangener seit langer Zeit, bin ich nicht frei und kann nicht zufrieden sein getrennt von Dir! Denken, grübeln, Pläne machen, genügen nur für kurze Zeit dem gesunden, thätigen Geiste. Die Zelle beengt mich, das Umhergehen in den engen Bretterwänden des Gefängnißhofes ist mir unerträglich geworden und ich verlasse das Haus bisweilen in zwei, drei Tagen nicht, obschon ich mir sage, daß dies meinen Zustand nur verschlimmert.

Tröstlich ist mir allein der Gedanke, Dich glücklicher zu wissen. Wie gönne ich Dir tausendfältig jede Lebensfreude! wie lieb ist es mir, daß Dir die lachenden, fast italienischen Ufer des Genfer Sees gefallen und Konrad's Begleitung Dir willkommen ist! Indeß wenn mir durch die Gunst des Zufalls bisweilen ein Blick in's Freie gegönnt

wird, wenn ich sehe, wie es hier so gar herbstlich ist, wie die letzten dürren Blätter der spärlichen Weiden vom Winde gepeitscht, regenfeucht durch die Luft sausen, und selbst die traurigen Disteln auf der dürren Heide noch gelber und starrer aussehen unter den ersten Schneeflocken, die aus den grauen, schweren Wolken niederfallen, dann denke ich mit Zorn an mein Geschick, und mißgünstig an Konrad, der so glücklich ist an der Stelle, die mir gebührte, neben Dir. Ich mißgönne ihm dann Deine sonnigen Augen, den warmen befruchtenden Strahl Deines Geistes, die süßen Plaudereien mit Dir, Dein ernstes, liebevolles Wort und die springende, tändelnde Kindeslaune Deines Scherzes Verschwende nicht zu viel an ihn, es ist Alles mein, doppelt mein, da ich mich danach sehne und es so lange schon entbehre. Ich muß mir wiederholen, er habe mir Dein Leben erhalten, um zu fühlen, daß er das Glück Deiner Nähe verdiene.

Was Du mir über ihn allmälig in Deinen Briefen gesagt hast, vervollständigt mir das Bild eines jungen Mannes, der in Folge unklarer Begriffe, nach scheinbarer Ehre und trügerischem Glanze strebend, das Gute geringschätzt, welches ihm geworden ist. Was er nahe besitzt, verschwindet vor seinem in die Ferne gerichteten Auge, was er dort ahnend sieht, scheint ihm erstrebenswerth.

Hüte Dich, Konrad in Deine religiöse Richtung zu ziehen, laß Dich durch mein eignes Beispiel warnen, das Dir selbst nur zu viel Schmerz bereitet hat. Mache ihn nicht von der Wirklichkeit abwendig, hüte Dich überhaupt ihn zu exaltiren. Das ist Gift für unfertige Naturen wie die seine. Ich traue ihm die Kraft und den Willen zu, sich durchzuarbeiten, aber er wird Zeit brauchen, ehe er auf dem Grindelwalde sein Geschick segnet, das ihm einen schönen, einfachen Lebensgang auf sicherem Wege vorbereitet hat.

Wie glücklich wollte ich sein auf eigener Scholle,

im fernsten, tiefsten Thale des freien Vaterlandes! wie bald in Deinen Armen könnte ich jetzt die Mauern verlassen, die mich vielleicht noch lange halten.

Lebe wohl! und liebe Deinen Edmund, der Dich so sehr liebt, daß er sich vor Dir seiner Niedergeschlagenheit nicht schämt und der gerne getröstet sein möchte durch die süßen Liebesworte seiner Mathilde.

In diesem Augenblicke bringt man mir einen Brief von Konrad, der lange auf sich warten ließ. Ich beantworte ihn umgehend, heute ist es zu spät.

38.

Edmund an Konrad.

Ich hatte eben meiner Braut geschrieben, als ich Ihren Brief erhielt, lieber Konrad!

Sie berichten mir Nichts, was mich befremdet; ich ahnte diese Neigung. Ein junger Mann, der das Glück hatte, einer Mathilde das Leben zu retten, ihr Pfleger, ihr beständiger Begleiter zu werden, konnte schwerlich dem Einflusse widerstehen, den Mathildens Persönlichkeit schon an und für sich ausübt.

Ich am wenigsten könnte Ihnen zürnen, weil

Sie sie lieben. Die Eindrücke, die wir empfangen, kommen uns ohne unser Zuthun, aber wir sind verantwortlich für das, was wir daraus machen. Sie können meine Braut nicht begehren wollen, also müssen Sie dieselbe verlassen, um ihre Ruhe nicht zu stören.

Ich glaube Ihren Versicherungen unbedingt, ich glaube auch an Ihre Selbstbeherrschung, aber weil ich einst, als ich in Ihrem Alter war, ähnliche Verhältnisse durchlebt habe, sage ich Ihnen, daß Sie scheiden müssen. Es ist männlich, einem Feinde zu trotzen und Stand zu halten, dessen Ueberwindung uns Ehre bringt in gerechter Sache; kann aber unser Unterliegen fremdes Glück vernichten, so ist es männlicher, dem Kampfe auszuweichen und der Ehre des Sieges großmüthig zu entsagen. Ich that es nicht, und habe es durch langes Leid gebüßt.

Fern sei es von mir, zu fordern, daß Sie nun gleich den Postwagen besteigen und abreisen

sollen in der Stunde, in der Sie meinen Brief erhalten. Es würde meine Braut beunruhigen, und Sie selbst werden wissen, wie sehr sie noch der Ruhe nöthig hat. Leiten Sie also Ihre Abreise allmälig und vorsichtig ein, damit sie nicht auffallend erscheint, ich vertraue dabei Ihrer Liebe für Mathilde. Scheiden Sie ruhig von ihr. Sie haben nur die eigene Neigung zu bekämpfen, diese besiegt ein fester Wille. Hart gegen sich selbst zu sein ist leicht; nothwendige Härte zu üben gegen ein geliebtes Wesen, eine kaum zu überstehende Aufgabe.

Sie sehen, Konrad! ich erwidere Ihr Vertrauen. Sie wollen Ehre, Ruhm, die Achtung der Menschen gewinnen: Mathildens Achtung und die meine sind jetzt für Sie zu verdienen, und es handelt sich auch um die Wahrung Ihres eignen Glückes.

Schreiben Sie mir und glauben Sie, daß nicht kleinliche Eigensucht meinen Rath leitet,

sondern die Ueberzeugung, daß Ihre Entfernung nöthig ist, uns Allen Schmerz und Vorwürfe zu ersparen, und Frieden zu bereiten.

39.

Mathilde an Edmund.

Erst übermorgen kann ich die Antwort auf meinen letzten Brief erhalten, und doch will ich heute den neuen absenden, um den freundlichen Gott des günstigen Zufalls zu spielen in der Einförmigkeit Deines Lebens, mein theurer Edmund! Der schönste Aufgang der Sonne, den wir mit Sicherheit erwarten können, erfreut oft weniger, als ein lichter Sonnenblick, der unverhofft durch die bleifarbenen Wolken des Herbstes zu uns

niederlacht. Solch ein Sonnenblick sei Dir mein Brief.

Oft frage ich mich, was ich Dir noch zu schreiben habe, da mein ganzes Wesen offen vor Dir liegt, und das Beste in mir Dein Werk, Dein Eigenthum ist; dann aber denke ich unserer Gespräche und fasse Muth, Dir immer wieder zu sagen, was Du schon weißt, den Inhalt meines Lebens: ich liebe Dich. Nur neben Dir fühle ich mich reich im Geiste, weil der Deine mich erleuchtet, und wenn Du mir ein flammend Sternchen zuwiefest aus Deiner Höhe, so pflege ich es, hüte es in meiner Seele und ziehe es groß mit aller Liebe meines Herzens, bis es gewachsen ist und Dir, durch mich wiedergegeben, neu erscheint, weil es, geistig neugeboren und von mir durchliebt ist. Dann denkst Du, es sei mein, und dankst dafür, als ob ich es Dir schenkte, während es doch Dein ist ganz und gar, und gerade darum wieder mein. Das ist die wahre Gegenseitigkeit

und die wahre Gemeinschaft inneren Besitzes, die der arme Konrad einst in seiner Ehe ewig entbehren wird.

Je mehr ich ihn kennen lerne, je öfter ich Mariannens Briefe sehe, um so sicherer überzeuge ich mich, daß es nicht wohlgethan war, ihn auf's Neue an sie festzuknüpfen. Konrad, der so viel Schönes in sich bietet, darf mehr fordern, als Marianne jemals leisten wird. Mein Gewissen klagte mich der Vermessenheit an, mit der ich eingegriffen in sein Recht der freien Selbstbestimmung, und ich schelte mich, daß ich nicht den Muth habe, ihm, dem Retter meines Lebens, die Wahrheit zu bekennen, die ich ihm schulde, den Irrthum einzugestehen, den ich in bester Absicht gegen ihn beging. Täglich fasse ich den Entschluß, ihm Alles dies zu sagen, täglich schrecke ich davor zurück, denn meine ganze Natur scheint mir verwandelt zu sein. Ich habe Scheu vor jeder Gemüthserschütterung, vor jeder Aufregung

Eine ernste Beschäftigung erscheint mir schwer, ich vermag selbst die Briefe nicht zu lesen, die ich vor meiner Krankheit von Dir, mein Edmund! empfangen habe. Anfangs beunruhigte mich diese tiefe Abspannung, und ich schämte mich ihrer, wenn ich Dein gedachte, bis ich mir sagte, daß gerade Deine Anschauungsweise das Ruhebedürfniß einer Seele nach körperlichem Leiden erklärlich scheinen läßt.

Zählte ich nicht in angstvoll und hoffender Sehnsucht die Tage des Novembers, die bis zur endlichen Verkündigung Deines Urtheils noch entfliehen müssen, ich würde kaum glauben, daß wir nun schon länger als vier Wochen in diesem lieblichen Veway verweilen. Ein sanftes Hinträumen, meiner eigentlichen Natur so fremd, ist über mich gekommen; ich verlange nach Stille, nach mildem Sonnenlichte, nach Ruhe, um stark zu sein für die Stunde des Schmerzes oder des Glückes, die uns bevorsteht. Dabei tritt mir

wunderbar der Widerspruch entgegen, daß die Zeit bis zu jenem Tage mir unabsehbar lang erscheint, daß ich ihr schleichendes Schreiten, das lastende Gewicht der zögernden Sekunde fühle, die mich von jenem Augenblicke trennt, während ich doch zugleich mit einer Art von Angst empfinde, wie flügelschnell die einzelnen Stunden und Tage mir entfliehen.

Abends.

Konrad's Vorschlag, mit ihm auszugehen, unterbrach mich im Schreiben. Wir sind bis Montreux gewandert, die Simplonsstraße entlang, auf den erhöhten Ufern des Sees, der zwischen Weingärten und Landhäusern überall in tiefer Bläue hervorschimmerte. In Montreux, das ganz geschützt vor Winden, am Fuße eines Hügels liegt, standen die Rosen noch in voller Pracht und eine Myrthe brachte in ihrer Krone dem Herbst die letzten Blüthen dar, wo der Sonnenschein sie

traf. Konrad stieg auf eine Hecke, mir die Blüthen zu pflücken, die ich, als gute Vorbedeutung, zum Kranze gewunden, mir in das Haar drückte. Winzer, die uns auf dem Heimwege begegneten, hielten uns für Brautleute und scherzten darüber mit uns. Der gutgemeinte Scherz fuhr mir als zuckendes Weh durch die Brust, und störte mich in der stillen Freude, die mir die sanfte Abendruhe in die Seele gehaucht hatte. Ist mir es doch, als müßte Dein Name aus meinem Herzen empor leuchten bis auf mein Gesicht, als müsse die ganze Welt es wissen, daß ich Dein bin, mein Edmund!

Ein Mißempfinden ist über mich gekommen, eine so schmerzliche Sehnsucht nach Dir, daß ich den Brief erst jetzt wieder vorzunehmen vermochte, da die Stunde des Postabganges mich zwingt, ihn schnell zu enden. Konrad selbst will ihn zur Post besorgen, der treue Liebesbote! Er wird verzeihen, daß ich seine schöne Myrthe zerstöre,

und alle ihre Blüthen in diesen Brief lege, um dem Geliebten, dem Verlobten, ein wenig Frühling in seinem Winter hervorzuzaubern.

Gebe Gott uns das Glück des Wiedersehens so bald, als ich es von ihm erflehe.

40.

Mathilde an Edmund.

Wäre Dein Brief nicht so mild und klar wie Du selbst, mein Edmund! rührte mich nicht die Duldung, welche Du gegen meine religiöse Richtung übst, und wäre ich nicht gar zu traurig über Deine Klagen, so würde ich heute zum erstenmale Dir neckend eine leise Anwandlung der eifersüchtigen Schwäche vorwerfen, die Du an mir zu tadeln so großes Recht gehabt hast.

Aber wo sollte ich den Muth zum Scherze finden, wenn Du leidest! so sehr leidest, daß es

Dich, den Ruhigduldenden zur Klage zwingt. Könnte ich bei Dir sein, mit meiner Hand die Falten des Kummers glätten auf Deiner Stirne und so lange liebevoll in Deine Augen schauen, bis helle Hoffnungsstrahlen daraus hervorblicken, wie Meeresleuchten aus der unergründlich dunkeln Tiefe!

Laß es uns einander geloben, daß, einmal wiedervereint, wir uns nimmer trennen; denn trennen, Edmund! kann man sich nicht mehr, wenn man ganz die Schmerzen kennt, die es erzeugt. Wie schilderst Du wahr die Sehnsucht, die sich nach dem Ziele drängt, wie theile ich sie mit Dir, in Furcht und Hoffnung bebend! Je näher mir der glückesvolle Gedanke Deiner möglichen Befreiung tritt, um so weniger wage ich, ihn in das Auge zu fassen. So mag es dem Verschmachtenden sein, der lange wandert in brennender Wüste, wenn die täuschenden Wüstenbilder ihm rieselnde Quellen zeigen unter schattigen Pal-

men, denen er zu nahen zögert, weil er fürchtet, sie in der trostlosen Leere versinken zu sehen.

Wäre ich frei, hielt mich nicht die Pflicht neben der leidenden Mutter fest, ich ertrüge die Spannung dieser nächsten Wochen nicht so fern von Dir. Ich möchte die Richter beobachten, wenn sie in das Gefängniß schreiten, Euer Urtheil zu verkünden, ich möchte in ihren Mienen unser Schicksal lesen, die Menschen befragen, die aus dem Saale kommen — und Dich sehen, Dich sehen, mein Edmund, wenn die glückliche Stunde schlägt, wenn Dein Fuß die Schwelle des Kerkers überschreitet, dessen Mauern so grausam lang uns trennten.

In Konrad's Seele weine ich die Klagen aus, welche die Angst der Entfernung mir erpreßt. Er ist immer derselbe in freundlicher Geduld. Daß er einst glücklich wäre! daß ich ihm die Güte und Treue vergelten könnte, die er mir so brüderlich beweist. Ich liebe Konrad sehr, und auch Du

wirst ihn lieben, wenn Du ihn kennen wirst, wie ich.

Abends.

Edmund! was hast Du dem Konrad geschrieben! Er läugnet, daß der Brief von Dir sei, aber Konrad ist verstört und bleich, und die Aufschrift des Briefes, den er erhielt in meinem Beisein, war sicher von Deiner Hand.

Um Gotteswillen saget mir, was ist geschehen? Ich fühle es an der Todesangst meines Herzens, daß uns ein Unglück droht. Du wirst Konrad geschrieben haben, daß er mich vorbereite — ich sehe es, er verbirgt mir etwas, er bekämpft einen tiefen Schmerz. Lieber Edmund! warum sagst Du mir's nicht selbst? Ist denn das Schwerste nicht schon leichter, wenn Deine Liebe es mir verkündet?

Später.

Konrad kann nicht läugnen, daß der Brief von Dir gekommen ist, und verschweigt mir dennoch, trotz meines Flehens, seinen Inhalt. Du bist gesund, betheuert er, das Urtheil ist noch nicht verkündet. Aber was ist denn geschehen? Warum zeigt mir Konrad nicht den Brief? Warum füllen sich seine Augen mit Thränen, wenn er auf mich blickt? Welch furchtbares Unheil steht mir denn bevor?

Antworte mir, Geliebter! und nimm die Pein der Ungewißheit von mir. Antworte mir und verhehle mir Nichts, bin ich doch Dein, und Dein Geschick das meine.

41.

Konrad an Rudolf.

Ich darf nicht sterben, denn mein Tod würde sie betrüben — und ich muß fort von ihr. Edmund verlangt es so.

Aber kann denn ein Mensch das Leben, das Glück des Andern fordern? darf er verlangen, daß ich dem Glück entsage, statt es zu erkämpfen? — Ich könnte bleiben, ich könnte versuchen um ihre Liebe zu ringen; sie sieht mich leiden, sie würde Mitleid haben mit meinem Schmerz.

Mitleid? will ich das von ihr? Ist bloßes Mitleid der Lohn für die heiße Flammenblüthe meines Herzens? — Tagelang, Wochen hindurch habe ich gelebt an ihrer Seite in schmerzlich süßem Leide; ihre Sehnsuchtsklagen um Edmund habe ich angehört, und sie hat gewähnt, die brennenden Thränen, welche die Eifersucht meinen Augen entpreßte, seien die milden Perlen brüderlicher Liebe. Ich habe Höllenpein erduldet, und möchte dennoch bleiben, bleiben in ihrer Nähe, und so wahr als Gott lebt, ewig schweigen wie bisher, wenn Edmund es mir gönnte.

Nachts empor zu schauen nach dem Lichte ihres Schlafgemaches ist mir Wonne; zu wandeln an ihrer Seite, ihr Auge zu sehen, ihre Stimme nur aus der Ferne zu hören, ist mir Seligkeit. Ich wage nicht, ihre Hand zu berühren, ich verlange, ich begehre nichts — warum verbannt er mich? warum versagt er mir, mein

Leben hinzuträumen im Sonnenlichte ihres Blickes? Was kann er von mir für Mathilde fürchten, die nur in seinem Gedenken lebt?

Er mahnt mich an Ruhm und Ehre. Für wen wünschte ich sie zu erstreben, als für sie? Sie sind mir werthlos fern von ihr, die mir die Welt ist.

Aber wie kann ich schreiben, wie mich selbst der wenigen Augenblicke berauben, die mir noch zu leben bleiben? Thor, der ich bin!

Ich will zu ihr, sie sehen, sie anschauen, so lange mein Blick sie noch erreichen kann — und dann fort! gleichviel wohin, da ich nur zu gewiß bin, sie nicht zu finden an dem Ziele. Nur der Mensch kann so grausam sein, den Menschen aus dem Paradiese zu stoßen, und ihn hinausgehen zu heißen in die öde, todte Welt, ohne Ziel, ohne Wunsch, ohne Hoffnung. Gott hat dies nie gethan — die Bibel lügt, wenn sie

dies sagt von dem Allmächtigen, der ja die Liebe ist.

Leb wohl — ich will zu ihr! — Was soll's denn werden, kann ich das nicht mehr sagen? —

12.

Edmund an Mathilde.

Es ist Nacht, man hat uns die Gunst einer Kerze gewährt, weil man wohl wußte, daß diese Stunden uns schlaflos vergehen würden. Morgen wird unser Urtheil uns verkündigt.

Unsere Vertheidiger sind bei uns gewesen am Abende; die Sentenzen sind härter ausgefallen, als man erwartete, es sind acht Todesurtheile gefällt, viele unserer Freunde zu lebenslänglichem Gefängnisse verdammt — aber auch die Zahl der gänzlichen Freisprechungen ist nicht gering.

Alle Herzen der Gefangenen schlagen bange an die Brust in dieser Nacht; wie viele Thränen mögen fließen, welch flehende Gebete mögen aus den Seelen sich gläubig emporringen, Hülfe zu erlangen von jenem erträumten Wesen, das unser Schicksal lenken soll.

Nicht die Todesurtheile sind es, die mich erschüttern in diesem Augenblicke, denn man wird, man kann sie nicht vollstrecken; es ist der Gedanke an den unvermeidlichen Zusammenhang der Menschenloose, an die fortzeugende Kraft der menschlichen Thaten, der mir das Herz bewegt. Aus ferner Vorzeit stammt das Unheil, das die Theilung Polens der fremden Habsucht möglich machte. Die Schuld unserer Väter wollten wir tilgen, und büßen, als Erben ihres Unrechts, ihr Verbrechen. Das Volk, das unsere Vorfahren in aristokratischer Verblendung knechteten, ließ ihre Söhne beistandslos in dem Kampfe, der für des Volkes Erhebung gläubig und liebevoll be-

gonnen ward. Die nothwendige Folgerichtigkeit verlangt ihr Recht so unerbittlich, als die Phantasie des Christen sich den Engel des Gerichtes vorstellt.

Du schläfst vielleicht von stillem Traume gewiegt, meine Mathilde! während die tiefste Bewegung meines Herzens Dir gilt, der Sorge um Dich. Wenn ich verurtheilt würde, wie furchtbar würde mein Loos sich an Schwere verdoppeln, da es Dich träfe mit mir, da es Deine Jugend der Freude, Dein Leben des Glücks berauben würde. Aber während ich dieser Möglichkeit mit tiefem Schmerze gedenke, ist in mir das Glücksbewußtsein unserer Liebe so unwandelbar lebendig, daß auch in dieser Stunde ich nicht zu wünschen vermag: »hätte Mathilde mich nie gefunden!« — Ich möchte den goldnen Sonnenschein des Glückes ausbreiten über Dein theures Haupt, die unverwelklichen Rosen der Freude streuen auf den Pfad, den Dein Fuß betritt — urtheile, wie sehr

ich Dich lieben, wie unauflöslich verbunden ich unser Dasein fühlen muß, wenn auch jetzt, wo durch mich Dir jahrelanger Kummer droht, ich noch den Tag segne, der uns verbunden hat, die Stunde, in der Du Deine Zukunft mir geschenkt. Tiefer, bewußter wird kein Weib geliebt als Du, mehr zu eigen kann sich ein Mensch dem andern nicht empfinden, als ich Dir eigen bin, und so wird die Liebe mir auch die Kraft verleihen, Dich zu stützen und zu tragen, sollte noch längere Trennung uns auferlegt werden.

Es ist kalt in der Zelle, Alles todtenstill. Nur die Anrufe der Schildwachen tönen durch das Gebraus des heulenden Sturmes bisweilen zu mir herauf, und der Regen schlägt prasselnd an die Fensterscheibe. Werde ich morgen Nacht noch hier verweilen in erschwerter Sorge um Dich? — werde ich frei sein, mit der seligen Gewißheit Dich bald zu sehen, bald zu halten? — Mein Kopf brennt, meine Pulse schlagen; es ist ein

überwältigendes Gefühl auf solchem Wendepunkte zu stehen. Ich wollte, diese Nacht wäre vorüber. Ich will versuchen, ob ich schlafen kann, die Stunden schleichen zu langsam. Gute Nacht, Mathilde! Wann wird mein Mund diese Worte Deinem Ohr vernehmlich sprechen? Gute Nacht Mathilde! meine, meine Mathilde! —

Morgens.

Ich bin frei! frei Mathilde! — nur durch Tage, durch Stunden nur von Dir getrennt. O! es verlangt mich unaussprechlich das Glück dieses Augenblicks, das Leid einer langen Vergangenheit auszuweinen in Thränen der Freude an Deinem Busen! Endlich mein, das geliebte Weib! endlich mein Eigen!

In wenig Minuten verlasse ich diese Zelle, aber mein Herz krampft sich zusammen mitten in meinem Glücke, denn viele meiner Freunde verlassen das Gefängniß nicht; viele Augen be-

weinen in dieser Stunde das Loos der Ihren, und sehen eine lange, düstere Zukunft vor sich, die ihren Schatten wirft auch über meine Freude.

Man trägt meine Sachen fort, ich siegle den Brief. Noch einen letzten Blick auf diese Wände! Wie habe ich hier Dein liebend gedacht, wie sehr um Dich gelitten hier!

Ermiß an den Sehnsuchtsschlägen Deines Herzens, mit welcher Eile mein Verlangen nach Dir, mich zu Dir führen wird, und lebe wohl bis ich Dich glückestrunken in meine Arme schließe. Lebe wohl!

43.

Mathilde an Edmund.

Edmund! ich wage nicht, Dich mein zu nennen, ich bin Deiner Liebe nicht mehr werth.

Du verdienst ein Weib, das rein und hoch Dein eigen ist — ich vermaaß mich, Deiner würdig zu sein, und ich habe Dir die Treue gebrochen.

Ahnst Du den unaussprechlichen Jammer meines Herzens? Warum starb ich nicht, warum mußte Konrad mir das Leben erhalten, um mir meines Lebens Glück, Deine Liebe, zu rau-

ben? Ich habe ihn geliebt, ohne es zu wissen; ich weiß es jetzt, und habe es ihm gestanden. An seinem Herzen habe ich geruht, seine Küsse haben den Mund entweiht, auf dessen Lippen nur Dein Namen schweben wird, noch in der Stunde meines Todes.

Ich liebte Dich so unaussprechlich tief! wie konnte ich denn Konrad sagen, daß ich Liebe fühle für ihn? — und es ist wahr, nur zu wahr, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch. Sein Kommen, sein Gehen machten meine Pulse schneller schlagen, ich ertrug es nicht mehr, ihn zu entbehren, ich dachte an ihn, und oft drängte sich sein Bild vor dem Deinen in den Spiegel meiner Seele.

Mir ist, als umhülle mich ein wüster Traum! als breite Wahnsinn seine mächtigen Flügel über mir und mache mich irre reden. Wie kann ich Dir dies schreiben müssen? Dir, dem Geliebten! dem Verlobten! — Vergieb mir, Dich auch jetzt

noch so zu nennen, mein Herz verlernt es nicht — nie, niemals Edmund!

Ich war in Angst um Dich, Dein Brief an Konrad marterte meine Phantasie, die sich düstere Ahnungen aus ihm erschuf. Zwei Tage vergingen in tödtlicher Spannung, am Abend des zweiten kam Konrad in mein Zimmer, und ich erneute mein Flehen um Wahrheit. Ich sah sein Portefeuille aus seiner Brusttasche hervorblicken, ich griff danach, um Deinen Brief zu suchen. Konrad nahm es mir fort, zog den Brief heraus und verbrannte ihn, ehe ich es hindern konnte, in der Flamme des Kamins. Er wollte scherzen über meine Neugier, es steigerte nur meine Angst. Da ich weinte, verließ mich Konrad. Kaum aber hatte er sich entfernt, als ich auf dem Boden ein weißes Blättchen Papier, sorgfältig zusammengeschlagen, gewahr wurde. Ich öffnete es, es enthielt eine Locke und das Datum des Tages, an dem Konrad die

Flechten von meinem Haupte schnitt, mich dem Leben zu erhalten.

An der Erschütterung, an dem Freudebeben meines Herzens erkannte ich mit Entsetzen, wie theuer er mir sei. Ich wollte ihn bitten, uns zu verlassen, ich fühlte, daß ich es Dir, mir selbst und ihm schuldig sei; aber ich weinte vor Schmerz bei dem Gedanken und suchte nach Gründen, ihn in meiner Nähe fest zu halten. Kannst Du das begreifen, Edmund, von dem Weibe, das Dich liebt?

Ich betete zu Gott um Kraft, denn sie fehlte mir ganz und gar. Da kam Konrad; die Locke lag noch vor mir auf dem Tische. Er sah sie, eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht, er warf sich vor mir nieder und sagte: »ich gehe noch diesen Abend, Mathilde!«

Ich wollte ihm sagen, daß es Recht sei — die Stimme versagte mir den Dienst, ich konnte es nicht sagen, Edmund! — Ich gab ihm meine

Hände, er küßte sie. Ich sollte ihm befehlen zu gehen, verlangte er, und ich habe geschwiegen; da hat er mich in seine Arme gezogen, und ich habe ihm gesagt, daß ich ihn liebe. — Nicht weiter! nicht weiter laß mich sprechen! — Ich kann es noch nicht fassen, und mir ist, als müßte ich an Deine Brust mich flüchten, damit Du mich bewahrst vor dieser Liebe, die ich für Konrad fühle und die mich in Verzweiflung stürzt.

Schütze mich vor Selbstverachtung, Edmund, wenn mein Leben Dir noch Werth hat, wenn Du das Weib nicht von Dir stößt, das einem Andern von Liebe sprechen konnte, während das Loos geworfen ward über Deine Zukunft.

Wenn ich mir sonst die Stunde des Wiedersehens dachte, welch strahlend Licht, welch wolkenloser Himmel war darüber ausgebreitet. Ich konnte Dir entgegentreten in ungetrübter Wonne, Dein sein mit reiner, freier Seele. Zuversichtlich konnte Dein Haupt an meinem Busen ruhen,

denn kein Athemzug darin hatte für einen Andern gelebt, als für Dich. Ich habe mich betrogen um dies Glück, ich selbst habe es mir zerstört und Dein Vertrauen zu mir.

Als ich dies Blatt begann, wähnte ich, ich müsse scheiden von Dir, ich wollte Abschied nehmen. Das kann ich nicht. Du darfst, Du wirst mich nicht verlassen, denn ich bin Dein, mehr als jemals Dein. Ich habe mich selbst verloren und nur in Deiner Liebe finde ich mich wieder. Mein thörichter Hochmuth ist dahin, ich glaube nicht mehr an die Unwandelbarkeit meiner Seele, nicht mehr an meine Kraft — nur an die Liebe glaube ich, die ich für Dich fühle und an Deine nachsichtsvolle Treue.

Vergieb mir, Edmund! damit ich nicht verzage. Befiehl mir, was ich thun soll. Ich weine, wenn ich an die Trennung von Konrad denke, und weiß doch, daß ich ihn nie wiedersehen kann.

Auf Dich, Du treuer Freund! auf Dich blicke

ich, wie der schiffbrüchige Seemann zum Leuchtthurme empor schaut durch das wilde Toben einer stürmischen Nacht. Laß die Strahlen Deines milden Lichtes in meine Seele fallen, laß mich landen in dem Hafen Deiner Liebe, nimm mich auf in die schützende Heimath Deines Herzens.

So fest, so sicher ruhe ich in dem Vertrauen zu Dir, daß mir schon Linderung des inneren Kampfes erwächst, indem ich meine Schuld vor Dir bekenne. Edmund! ich leide um den armen Konrad, ich flehe reuevoll zu Dir, und ich bin Dein.

Habe Mitleid mit mir; wo soll ich Trost, Genesung, Ruhe suchen als an dem starken Herzen meines Edmunds? Laß mich Dein sein in tief demüthiger Liebe, und hilf dem Konrad auch um meinetwillen.

44.

Konrad an Rudolf.

Freiburg in der Schweiz.

Die Ueberschrift meines Briefes wird Dir sagen, daß ich Vevay verlassen habe. Ich bin allein fortgegangen. Weshalb? das frage mich nicht, ich könnte Dir keine Antwort darauf geben.

Noch weiß ich nicht, wohin ich mich wenden werde. Vielleicht kehre ich nach Vevay zurück, wenn die Andern es verlassen. Die Geister der Gestorbenen weilen ja gern über den Grabstätten ihres Glückes, und Glück habe ich kennen lernen. Gott hat mir das Glück gezeigt! er hat mich

darauf hinblicken lassen, wie auf ein gelobtes Land, ich habe mein Theil dahin, ich bin ausgesöhnt mit meinem Loose für alle Zukunft.

Der erste Schnee bedeckt die niedern Berge und senkt sich in die Thäler herab, die Natur ruht schlummernd darunter, wie ein müdes Kind, das schöner nur erwacht. Ich wollte, daß auch mir ein tiefer, stiller Schlummer käme, welch goldene Träume würden ihn durchweben!

Nach Paris werde ich nicht gehen, aber auch nach Bern kehre ich nicht zurück. Ich weiß, daß ich mich eilen muß, die Studien zu beenden und mein Brot zu gewinnen; ich will's auch thun. Vielleicht, daß ich Heidelberg zum Aufenthalte wähle, weil es von hier am leichtesten erreichbar ist.

Mein Ehrgeiz ist gestillt, der höchste Adelsbrief ist mir geworden, Niemand kann ihn mir entreißen; Niemand mir das Andenken jener himmlischen Wonne rauben, Niemand meinen ewigen Schmerz.

Laß mich schweigen, obschon Du Alles erräthst. Sprich nie mit mir davon. Einmal, ein einzigmal, mein Rudolf! will ich Dir's erzählen, dann wird der schwerste Augenblick gekommen sein, dann will ich mich an Deine Brust werfen und in Deinen Armen meine Schmerzensthränen weinen.

Wenn er sie heimführen wird, wenn sie ganz die Seine wird — dann, Rudolf! erinnere mich, daß auch an meinem Herzen das göttliche Weib ihr schönes Haupt einst ruhen ließ, daß meine Arme sie umschlangen, meine Lippen durstig ihren flammenden Athem tranken, daß sie es duldete und mich des Glückes nicht unwerth fand, welches sie mir gewährte. Sie hat mir gesagt, daß sie mich liebt — dies Wort macht mich den Besten gleich — mein Leben ist reich gesegnet durch dies eine Wort.

Ich bin von ihr gegangen, den Adelsbrief mir zu verdienen, den ihre Lippen auf meine

Stirne gedrückt haben; und doch ist mir es noch, als könnte ich nicht leben fern von ihr. Es muß wohl möglich werden, denn sie will es so. Lebe wohl!

45.

Konrad an Marianne.

Liebe Marianne! ich ſchreibe Dir aus Freiburg, wo ich einige Tage verweile, ehe ich nach Heidelberg gehe. Ich habe meinen Plan geändert, und werde dort, ſtatt in Paris, meine Studien beenden, dann aber, ehe ich mich niederlaſſe meine Praxis zu beginnen, erſt noch eine Reiſe machen, wenn es möglich iſt.

Das wird ein Paar Jahre dauern, und eher komme ich nicht zurück. Edmund, Mathildens Bräutigam, hat mir geſagt, das Höchſte, was

der Mensch erreichen könne, sei ein nützlicher Wirkungskreis in natürlich einfachen Verhältnissen; dieses Höchste würde ich finden in dem Berufe, der sich mir als Arzt in unsern Bergen bietet, in den Verhältnissen, die Deine Liebe und Deiner Mutter Güte mir bereiten.

Möglich, daß es so ist, daß ich selbst dies einsehen lerne, noch empfinde ich nicht so. Es treibt mich in die Ferne, um im Kampfe mit dem Leben mir jene Ruhe zu gewinnen, die man mir als das Ziel der Erkenntniß rühmt. Ich schrecke zurück vor dem Gedanken, festgebannt zu sein an Haus und Hof, meine Sehnsucht in die Ferne würde Dich und mich unglücklich machen.

Laß mich denn meine Straße gehen, und denke, wenn Du leidest, daß ich auch nicht glücklich bin. Ich habe lange mit mir gekämpft, ehe ich diesen letzten Schritt zu thun vermochte — nun muß es doch geschehen.

Ich weiß, Marianne, die Mutter wird mir's

nicht verzeihen; vergieb Du mir, um der Kindheit und der Jugend willen, die wir so glücklich zusammen verlebten. Gieb mir mein Wort zurück, gönne mir freie Entwicklung meines Wesens, und betrachte auch Du Dich als frei von jedem Bande, das Dich an mich kettete. Kannst Du einen Andern lieben, so werde sein; denn ich werde mich nie verheirathen.

Vergieb mir — das ist Alles, was ich noch zu bitten habe. Gott helfe Dir und mir!

Den Meinen habe ich geschrieben.

46.

Marianne an Konrad.

Ich wußte es ja längst! ich wußte es, seit ich Dich an ihrem Krankenbette gesehen habe.

Hier, Konrad, sende ich Dir den Ring, den sie mir schenkte, ihn Dir an unserm Hochzeitstage zu geben. Behalte Du ihn, er wird Dir doch ein Trost sein. — Wandre nur in die Welt und suche Dir Ruhe, ich bleibe Dein; und wenn Du nach Hause kehrst wie mancher Andere, matt und niedergeschlagen vom Kämpfen, dann wird es Dich vielleicht erfreuen, zu denken, daß Dein

Platz bereitet ist im stillen Hause auf unserm Berge. Dann sage Dir, daß hier oben ein Herz für Dich schlägt. Es soll nicht müde werden, auf Dich zu warten. Kannst Du ein Mädchen finden, das ihr gleicht, so werde glücklich; und ich will mich bescheiden und stille weinen, damit es Niemand sieht, der Dich beschuldigen könnte. Findest Du keine Zweite wie sie, so denke, daß Dich Niemand treuer liebt als ich und kehre zu mir wieder.

Grüße sie von mir und ich küsse ihr die Hände, denn sie kann Nichts dafür, ich weiß es wohl. Sie hat es ja gewollt, daß ich Dein werden sollte, trage denn ihren Ring auch zum Andenken an mich, und dann geschehe was Gott will. Ich werde beten, daß er Dich behüte und daß er Dein Herz mir wieder zuwende, die Dich nie vergessen wird und Dein bleibt bis zu ihrer letzten Stunde. —

47.

Edmund an Mathilde.

Berlin, Hotel . . .

Am Vorabende meiner Reise zu Dir kommt eben Dein Brief in meine Hände, theures, geliebtes Weib! und ich antworte Dir augenblicklich, damit die Versicherung meiner Liebe, meines unwandelbaren Vertrauens noch eher Dich erreiche, als mein Blick und mein Wort sie Dir verkünden. Daß Du an mein Herz flüchtest, mit der vollen Zuversicht bei mir liebende Nachsicht, liebenden Schutz gegen Dich selbst zu finden, das

beweiſt unwiderleglich, wie ich Deine Liebe nicht verlieren kann, wie ſicher Du der meinen biſt.

Ich müßte kein Menſch ſein und unwahr gegen Dich, wollte ich Dir verbergen, daß ich ſeit Monaten mit ſorglicher Unruhe Dein Verhältniß zu Konrad betrachtete, Deine Theilnahme für ihn zur Liebe erwachſen ſah. Er bekannte mir ſein Gefühl, ich bat ihn, ſich zu entfernen — es war zu ſpät. Zürne mir nicht, Geliebte, daß ich Dich nicht warnte; ich wollte Dir den frohen Glauben an die Unwandelbarkeit Deiner Treue nicht zerſtören, weil er Dich beglückte. Ich hoffte die Gefahr an Deinem lieben Haupte vorüberziehen zu ſehen. Es geſchah anders, und ſicher iſt es ſo am beſten; obſchon mein Inneres erbebt, denke ich Deines Briefes. Die Erinnerung daran wird uns entſchwinden, wenn wir Aug' in Auge, Herz an Herz gelehnt, die Einheit unſers Seins empfinden. Es iſt vorüber — Du biſt wieder mein, mehr noch mein als in jenen Tagen,

da Du die starre Unwandelbarkeit der Liebe begehrtest, und den Stab zu brechen verlangtest über einen Menschen, der, von dem mächtigen Eindruck des Augenblicks hingerissen, nicht die Kraft besitzt, dem innern Zuge zu widerstehen.

In wenig Stunden folge ich diesem Briefe nach, ich werde nicht rasten auf dem Wege.

Du kannst nicht fühlen, wie groß und herrlich mir die Welt erscheint, seit mich nicht mehr die engen Mauern halten, wie schön das Feld der Thaten und der Arbeit vor mir liegt, seit nicht mehr der Wille des Gefängnißwärters meine Stunden eintheilt, seit ich das Recht der Selbstbestimmung wieder erlangt habe. Meine Seele ist voll Frühling, trotz des winterlichen Nebels um mich her, trotz der Schneeflocken, die sich feucht um die Scheiben meines Fensters legen, und mir den, ach! oft so heiß ersehnten Anblick des Himmelsdomes fast verhüllen. Und so groß und weit die

Welt mir scheint, so nahe fühle ich mich Dir in dem Gedanken meiner Freiheit.

In wenig Tagen bin ich an Deiner Seite; ich schließe Dich in meine Arme, ich schütze Dich gegen Dich selbst, gegen die ganze Welt, Du Einzige, Du Meine! Ich habe Dich nie mehr, nie willenskräftiger geliebt als jetzt, ich habe Dich nie tiefer verehrt als in der Demuth Deines Schuldbewußtseins, die mich niederwirft Deine Hände zu küssen, Du schönes, reines Weib!

Und nun lebe wohl, bis ich Dich an mein Herz drücke. Meine Liebe umleuchte Dich warm und erquickend, sie sei der schimmernde Baldachin über Deinem Haupte, Deine Stütze, Deine Heimath, wie Dein Besitz meines Sehnens heiliges Ziel. Auf Wiedersehen, Geliebte!

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

PT2423.L3L5 CLAPP
3 5002 02015 8429
Lewald, Fanny
Liebesbriefe. Aus dem leben eines Gefang

PT
2423
L3L5

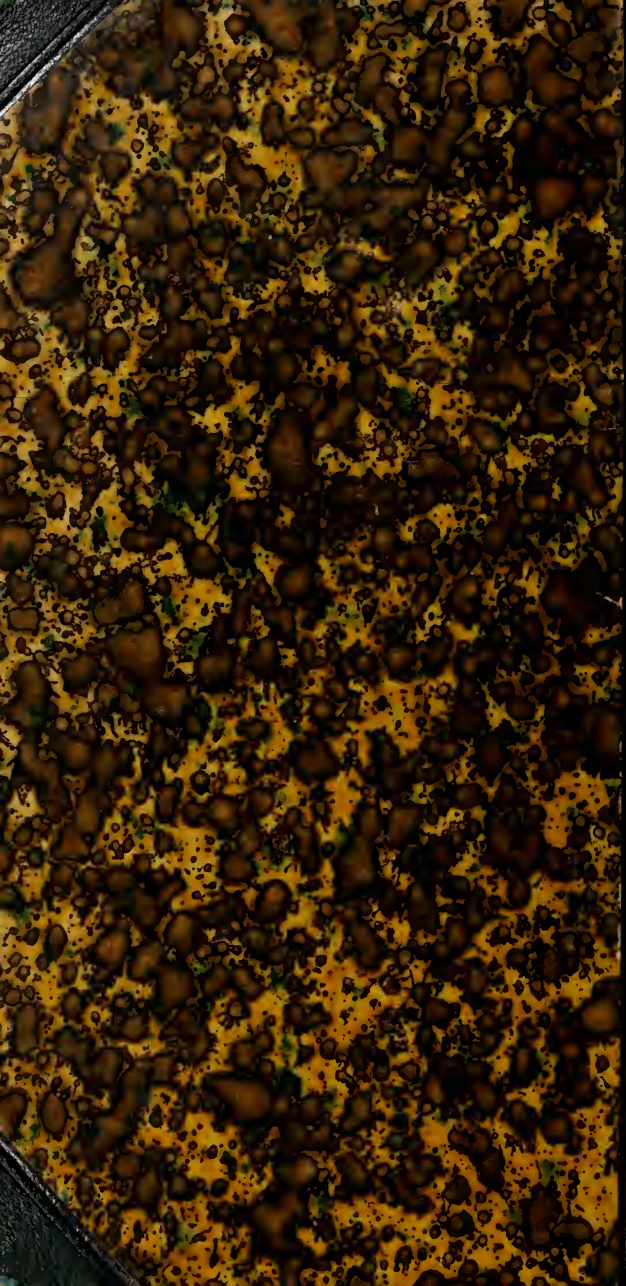
AUTHOR
Lewald.

10406

TITLE
Liebesbriefe.

3 5002 02015 8429

DATE DUE | BORROWER'S NAME

PT
2423
L3L5

10406